Ferdinand Stolle's

ausgewählte Schriften.

Volks- und Familien-Ausgabe.

—

Vierzehnter Band.

Leipzig,
Ernst Keil.
1854.

Elba und Waterloo.

Historischer Roman

von

Ferdinand Stolle.

(Fortsetzung von „1813" von demselben Verfasser.)

O wenn ein Haus in Feuer soll vergehn,
Da treibt der Himmel sein Gewölk zusammen,
Es zuckt der Blitz herab aus heitern Höh'n,
Aus unterird'schen Schlünden brechen Flammen.
Blindwüthend schleudert selbst der Gott der Freude
Den Pechkranz in das flammende Gebäude.
(Wallenstein v. Schiller.)

Zweiter Band.

Leipzig,
Ernst Keil.
1854.

Napoleon in Fontainebleau.

Motto:
Soldaten meiner alten Garde lebet wohl!
(Napoleon.)

Erstes Kapitel.

Es ist in der Nacht vom dritten zum vierten April; Napoleon wacht noch in seinem Cabinet und entwirft den kühnen Plan eines Sturmes auf Paris. Noch ist Nichts verloren, wenn dieses Unternehmen, wie alle Wahrscheinlichkeit hoffen läßt, gelingt.

Napoleon hegt die gerechte Hoffnung, daß der Donner seiner Kanonen den durch den Einzug der Verbündeten verletzten Nationalstolz auf's Neue beleben wird. Der Feind ist ermüdet, er hat zwölftausend Mann beim Sturm auf Paris verloren. Seit Kurzem ruht er aus in der Sicherheit des Erfolges; seine Generäle sind in den Palästen zerstreut, seine Soldaten verlieren sich in dem Labyrinthe der Straßen. Wenn Napoleon an der Spitze seiner Funfzigtausend mit der gewohnten Blitzesschnelle hereinbricht, wenn sich durch seine Gegenwart begeistert, die Achtmalhunderttausend der Hauptstadt erheben, so findet der Fremdling sein Grab, aber Paris kann darüber zu Grunde gehen.

Der Kaiser überdenkt diese außerordentliche Operation in ihren Richtungen; er erwägt die unermeßlichen Resultate, die daraus hervorgehen können; da

klopft es an der Thüre des Cabinets und Berthier tritt herein.

In seiner Hand hält er eine Depesche, die der Herzog von Ragusa, welcher die Avantgarde commandirt, so eben durch einen Eilboten übersandt hat.

Der Kaiser erbricht hastig das verhängnißvolle Papier. —

Der Senat hat Napoleon's Absetzung ausgesprochen.

Ruhig liest der große Mann dieses in der Geschichte beispiellose Document von Verrath und Niederträchtigkeit zu Ende und es bei Seite legend spricht er zu Berthier nur die Worte:

„Halten Sie sich bereit; morgen marschiren wir auf Paris."

Der Fürst von Neufchatel will Etwas erwiedern, aber Napoleon winkt und schweigend zieht sich jener zurück.

Am Morgen des Vierten ist die Nachricht von Napoleon s Absetzung durch den Senat überall verbreitet. Das Heer geräth in wilde Gährung. „Führ' uns nach Paris, die Verräther zu züchtigen!" Dieser Ruf ertönt tausendfältig durch alle Regimenter. Ununterbrochen erschallt der laute, freudige Zuruf der Garde. Der Befehl zur Verlegung des Hauptquartiers auf Ponthiery wird gegeben. Jeden Augenblick erwartet man die Trommeln zum Aufbruch. Ein unermeßliches siegesfreudiges „Vive l'empereur!" erfüllt die Lüfte.

Aber wie groß die Kampflust der Armee, wie trefflich ihr Geist ist, um so muthloser und engherziger zeigen sich die höchsten Regionen.

In düstern Gruppen wandeln die mit Gold und Brillanten bedeckten Marschälle und Obergenerale auf

dem Schloßhofe von Fontainebleau auf und ab. Man erschrickt vor dem Gedanken, welche mannigfache Gefahr dieses große Unternehmen den Wohnungen zuziehen könnte, wo man seine Frauen, Kinder, Aeltern und Freunde zurückgelassen hat. Man fürchtet durch diesen tollkühnen Streich, wie man es nennt, sein Vermögen, seinen Rang zu verlieren, die man mit so vieler Mühe erworben und noch nicht hat in Ruhe genießen können. Eine Abdankung des Kaisers scheint Vielen ein vortreffliches Auskunftsmittel, endlich auf den Friedenszustand zurückzukehren.

Gegen Mittag erscheint Napoleon und hält wie gewöhnlich Heerschau über seine Truppen. Unbeschreiblich ist der Enthusiasmus, mit welchem man ihn empfängt; nur in seiner ihm zunächstreitenden goldbedeckten Suite bemerkt man finstre Gesichter.

Die Revue ist beendigt. Napoleon kehrt auf sein Zimmer zurück. Alle anwesenden Marschälle und Großwürdenträger folgen ihm. Es entspinnt sich eine große und verhängnißvolle Debatte über die Zweckmäßigkeit des Marsches auf Paris. Im Anfang äußert man ehrfurchtsvolle Rathschläge, dann folgen Vorstellungen, dann Vorwürfe — endlich die unumwundene Erklärung, daß man nicht marschiren werde.

Da stand der große unglückliche Mann, verlassen von denen, die er groß gemacht und mit Reichthümern überhäuft hatte. Um das Erworbene sich zu bewahren, verließen die Undankbaren ihren Wohlthäter in einem Augenblicke, wo er ihrer Unterstützung am Bedürftigsten war.

Einige Elende vergaßen sich so weit, Drohungen gegen ihren kaiserlichen Herrn auszustoßen. Die Verwegenen! Napoleon brauchte an das Fenster zu tre-

ten, zu welchem der freudige Zuruf seiner Garde heraufscholl; ein Wink, und sie waren vernichtet.

Der Kaiser, groß im Glück, größer im Unglück, blieb ganz ruhig. Noch einmal wieß er die unermeßlichen Resultate nach, welche ein Marsch gegen die Hauptstadt gewähren müßte. Er entwickelte klar und faßlich seine meisterhafte Operation, der Erfolg war so gut wie gesichert; aber seine hochherzigen Worte waren zu kleinmüthigen Herzen und eigennützigen Seelen gesprochen; kein Anklang, keine Beistimmung, nur todtes finstres Schweigen erfolgte.

Da überflog Napoleon noch einmal den Kreis seiner Waffengefährten; als er aber das Feuer in ihren Blicken, mit welchem sie ihm einst zu Kampf und Ruhm folgten, erloschen fand, und in ihnen nicht mehr die einstigen Zeltgenossen, sondern nur reiche Leute, auf ihren Gesichtern nur Verzagtheit, Eigennutz und niedrige Gesinnungen erblickte, trat er, ohne ein Wort weiter zu verlieren, an seinen Schreibtisch und schrieb folgende Worte:

„Da die verbündeten Mächte erklärt haben, daß der Kaiser Napoleon das einzige Hinderniß zur Wiederherstellung des Friedens in Europa sei, so erklärt der Kaiser Napoleon, seinem Eide getreu, daß er bereit ist, dem Throne, Frankreich und selbst dem Leben zu entsagen für das Wohl des Vaterlandes, das unzertrennlich ist von den Rechten seines Sohnes, der Regentschaft der Kaiserin und der Aufrechterhaltung der Reichsgesetze.

„So geschehen in unserm Schlosse zu Fontainebleau, den vierten April 1814.

Napoleon."

Mit Ungeduld hatte die Garde, welche im Schloßhofe aufgestellt war, zu den Fenstern empor geblickt.

wo die Conferenz gehalten wurde. Ein jeder war überzeugt, daß das Ende derselben das Zeichen zum Abmarsch sein werde. Plötzlich verbreitet sich das Gerücht von Napoleon's Abdankung zu Gunsten seines Sohnes.

Unbeschreibbar ist der Schmerz der Armee. Tausende von Thränen träufeln über die Wangen der bärtigen Grenadiere. Ganze Rotten schmettern mit schmerzvoller Wuth ihre Gewehre auf den Boden. Nur die goldensten Uniformen wünschen sich im Stillen Glück über diesen Ausgang der Sache.

Eine Stunde nach der gehaltenen Conferenz läßt Napoleon den Herzog von Vicenza rufen. Des Kaisers Antlitz ist todtenbleich, doch sind seine Züge ruhig und seine Haltung fest und sicher. Er nimmt von seinem Schreibtische ein von seiner Hand geschriebenes Papier und übergiebt es dem Herzog:

„Hier ist meine Abdankung, bringen Sie dieselbe nach Paris.“

Niemals war Napoleon größer als in diesem Augenblicke. Thränen stürzen dem treuen Caulaincourt aus den Augen.

„Wackrer, wackrer Freund!“ ruft der Kaiser, den Getreuen an sein großes leidenvolles Herz drückend. Dann setzt er mit brechender Stimme hinzu: „Die Undankbaren, sie werden mich eines Tags zurückwünschen. Eilen Sie, Caulaincourt, reisen Sie sogleich!“

Bei diesen Worten tritt der Herzog von Bassano in's Gemach. Sein gramgebleichtes Gesicht zeigt an, was er für seinen kaiserlichen Herrn und Freund leidet.

„Sire,“ spricht Caulaincourt, als er das wichtige Document empfangen hat, „in dieser so feierlichen und außerordentlichen Angelegenheit, Ueberbringer der

officiellen Acte Ihrer Abdankung, bitte ich Sie, mir zwei Großofficiere des Reichs mitzugeben."

Napoleon denkt einen Augenblick nach.

„Wohlan," ruft er, „so mögen Ney und Ragusa Sie begleiten. Marmont ist mein ältester Waffengefährte."

„Der Herzog von Ragusa," bemerkt Maret, „ist nicht anwesend. Er commandirt unsre Avantgarde, welche zu Essonne lagert. Ich halte den Herzog von Tarent für am Geeignetsten, die Armee würdig zu vertreten."

Napoleon ist einen Augenblick unentschlossen.

„Macdonald" beginnt er nach einigem Nachsinnen, „hat mich nie geliebt; doch es sei, der Marschall ist zu sehr ein Mann von Ehre, daß er nicht meinem Vertrauen entsprechen sollte."

Der Herzog von Tarent wird der Commission beigegeben.

„Sire," fragt Caulaincourt, „auf welchen Stipulationen sollen wir hinsichtlich der Person Ew. Majestät bestehen?"

„Auf keinen," erklärt der Kaiser augenblicklich; „thun Sie, was Sie vermögen, die besten Bedingungen für Frankreich zu erhalten; was mich betrifft, verlange ich keine."

Die Vollmachten werden ausgestellt; bald darauf treten die Marschälle Ney und Macdonald in's Gemach.

„Gehen Sie, meine Herren," spricht Napoleon, „und haben Sie blos das Wohl des Vaterlandes im Auge. Vergessen Sie nicht auf Ihrer Durchreise durch Essonne, den Herzog von Ragusa von Allem zu unterrichten, was hier vorgegangen ist. Sagen Sie ihm, daß ich ihn zu meinem Vertreter erwählt habe,

daß er Ihnen nach Paris folgen soll. Hält er es indeß für zweckmäßiger, soll er an der Spitze unsrer Avantgarde bleiben."

Die drei Bevollmächtigten, nachdem sie ihre letzten Instructionen erhalten, setzen sich in den Wagen, der sie an der äußern Treppe erwartet. Die Herren von Rayneval und Rumigny begleiten die Commission als Secretaire.

Der Wagen rollt davon. Napoleon schaut ihm mit düsterem Schweigen eine lange Zeit nach; noch immer tönt das Gerassel der Räder in seine Ohren, bis es endlich in der Ferne verhallt. Dann setzt er sich still an sein Bureau und ergreift die Feder.

Es ist nöthig, die Kaiserin, welche sich in Blois befindet, von den verhängnißvollen Ereignissen zu unterrichten. In dieser furchtbaren Krise ist die Abwesenheit ihres Vaters, des Kaisers von Oesterreich, ein Unglück, das von Stunde zu Stunde zunimmt. Der Marsch der französischen Armee auf Fontainebleau hat durch Sperrung der Straßen, den Aufenthalt dieses Monarchen in der Bourgogne verlängert. Napoleon ermächtigt die Kaiserin, den Herzog von Cadore zu ihrem Vater zu senden, um seine Vermittlung zu ihrem und ihres Sohnes Gunsten zu erhalten.

Der Abend ist hereingebrochen; Napoleon, den Erschütterungen dieses furchtbaren Tages erliegend, hat sich in sein Zimmer zurückgezogen. Niemand theilt seine Einsamkeit. Welcher Sterbliche litt mehr, als dieser große Mann in dieser Stunde!

Den herrlichen Bau, den er für Jahrhunderte gegründet, an welchen er alle Kraft seines bewunderungswürdigen Genies, alle Kraft seines eisernen Willens verschwendet, der bereits der Vollendung

nahe, zur majestätischen Kuppel emporstieg, ihn sah er über seinem Cäsaren-Haupte zusammenbrechen und die halbe Welt unter seinen Trümmern begraben.

Hier betrachte man das Geschick menschlicher Werke. Man überschaue die vielen unternommenen Kriege, das maßlos vergoßne Blut, die vernichteten Völker, die großen unsterblichen Thaten, so viel Triumphe, Politik, Beharrlichkeit und Muth. Womit hat dies Alles geendigt!*)

Noch aber soll der große unglückliche Held den Wermuthbecher bis auf die Hefen leeren.

Es ist kaum Mitternacht vorüber; unheimlich streicht der Nachtwind durch die großen Höfe und Hallen von Fontainebleau, da kommt in wahnsinniger Eile ein Reiter angesprengt. Vor der großen Treppe zur Gallerie Franz des Ersten springt er vom Pferde und läßt sich sogleich beim Kaiser melden. Es ist Gourgaud, der erste Ordonnanzofficier.

„Sire," ruft er fast athemlos, als ihn der diensthabende Adjutant in das Zimmer Napoleon's geführt hat, „der Herzog von Ragusa hat seinen Posten verlassen und unterhandelt in Paris mit dem Feinde. Durch unbekannte Befehle werden seine Truppen in Bewegung gesetzt und ziehen in diesem Augenblicke durch die Cantonnirungen der Verbündeten. Wir haben keine Avantgarde mehr und Fontainebleau ist dem Feinde Preis gegeben."

Der Kaiser schüttelt lächelnd das Haupt.

„Man hat Ihnen ein Märchen aufgebunden. Gourgaud; es ist ja Marmont, der meine Avantgarde zu Essonne befehligt."

---

*) Montesquieu. Verfall der Römer.

„Sire, ich bürge mit meinem Kopfe für die Wahrheit."

„Nein, nein," fährt Napoleon fort, „man hat Sie getäuscht. Ein Verbrechen, wie Sie da berichten, ist ein Marschall Frankreichs nicht fähig und Marmont, mein ältester Waffengefährte, der in hundert Schlachten an meiner Seite kämpfte, mein Zeltcamerad, nein, nein; es ist ein blinder Lärm."

Neues Pferdegetrappel ward im Schloßhofe von Fontainebleau vernehmbar.

„Sire, zwei polnische Lanziers," meldet der diensthabende Adjutant, „welche von Essonne kommen und Ew. Majestät in höchstwichtiger Angelegenheit zu sprechen wünschen."

Napoleon wird aufmerksam. Er befiehlt die beiden Polen vorzulassen.

Die zwei Lanzierofficiere treten ein. Ihre Kleider sind von Kugeln zerlöchert und mit Blut bedeckt. Der Kaiser läßt sie reden.

„Sire," beginnt der ältere, ein schlanker kühner Sarmate, „beispielloser Verrath hat unsre Adler geschändet. In Folge der geheimen Convention, die der Marschall Marmont in Paris mit dem Feinde geschlossen und von welcher das Armeecorps keine Ahnung hatte, brachen wir heute morgen auf. Die Truppen glaubten, es gehe gegen den Feind und griffen mit allgemeinem Jubel zu den Waffen. Wir marschirten im Anfange mit großer Eile, da wir glaubten, es gelte einen Seitenangriff auf die Position der Verbündeten. Plötzlich bemerkten wir, daß unser Vorrücken von einer Colonne bairischer Truppen beobachtet, aber nicht unterbrochen wird. Jetzt erst erkannten wir den Verrath und es brach ein Aufruhr aus. Ganze Brigaden machten Halt und wa-

ren im Begriff umzukehren, aber der Instinkt der Subordination behielt die Oberhand; nur fünf Mann von unserm Regimente jagten in gestrecktem Carriere zurück. Wir mußten bei einem bairischen Bataillone nahe vorüber. Ein Hagelwetter von Kugeln brauste über uns dahin. Drei der Unsern stürzten, nur wir zwei erreichten Fontainebleau."

Ein tiefes, furchtbares Schweigen folgt auf diese unglückselige Nachricht. Napoleon steht am Fenster und starrt in die Nacht hinaus. Sein Gesicht ist bleich, sein Blick starr. Endlich kann er seines Schmerzes nicht länger Herr bleiben.

„Marmont," ruft er mit ergreifendem Tone, „mein Kind, mein Freund, den ich mit meinem Mantel gewärmt, mit dem ich mein Brot getheilt habe, mich zu verrathen in der letzten Stunde! — Der Undankbare, er wird unglücklicher sein als ich!"

Seine Stimme brach im tiefsten Schmerze.

Allen anwesenden Kriegern traten die Thränen in die Augen bei dieser erschütternden Scene.

Nach einiger Zeit wendet sich der Kaiser wieder zu dem Polen, welcher vorhin gesprochen.

„Führte der Marschall," frug er, „in Person meine Truppen zu den Feinden?"

„Nein, Ew. Majestät," war die Antwort, „der Marschall befand sich in Paris, um, wie heute das Gerücht ging, auf Anrathen des Herzogs von Tarent die Convention wieder rückgängig zu machen. Seine Abwesenheit benutzte der General Souham; dieser berief in voriger Nacht einen Kriegsrath zusammen, wo beschlossen ward, die Convention in's Werk zu setzen, ohne auf weitere Verhaltungsbefehle von Seiten des Marschalls zu warten."

„Souham?!" frug Napoleon und die Worte er-

starben auf seiner Zunge. Er wendete sich zu seinem Adjutanten Girardin.

„General, wie hieß der Divisionair, dem ich auf sein Bitten gestern ein Geschenk von zwölftausend Franken machte?"

„Sire," tönte die inhaltschwere Antwort, „es war der General Souham."

Bei diesen Worten vermochten die Anwesenden ihre Entrüstung über so beispiellose Verrätherei kaum zurückzuhalten. Der ältere Pole stürzte Napoleon zu Füßen, die Andern folgten seinem Beispiele.

„Und wenn Alles Sie verläßt," rief er, und Alle hoben schwörend ihre Arme empor, „Polen bleibt Ihnen treu. Sire, vertrauen Sie uns, nie werden wir Sie verlassen!"

„Auch Frankreich," riefen die französischen Offiziere, „führen Sie uns in den Kampf, Sire, die Verräther zu vernichten, welche unsre Adler beschimpft haben!"

Mit schmerzlichem Blicke weilte der Kaiser auf den wenigen Getreuen. Dann wandte er sich zu Gourgaud.

„Suchen Sie Belliard auf," sprach er, „daß er unverzüglich mit seiner Reiterei Fontainebleau decke."

Die Anwesenden entfernten sich. Der Kaiser warf sich in seinen Lehnstuhl; sein Herz war gebrochen.

Am andern Morgen erschien der berühmte Tagsbefehl vom fünften April. Er lautete wie folgt:

„Soldaten!

„Der Kaiser dankt der Armee für die getreue Anhänglichkeit; namentlich weil sie Frankreich in ihm und nicht in dem Pöbel der Hauptstadt anerkennt. Der Soldat folgt dem Glück und Unglück seines Generals, seiner Ehre und seiner Religion. Der Her-

zog von Ragusa hat seinen Waffengefährten dieses Gefühl nicht eingeflößt. Er ist zum Feinde übergegangen. Der Kaiser kann die Bedingungen nicht gut heißen, unter welchen er diesen Schritt gethan. Er kann Leben und Freiheit nicht der Gnade eines seiner Unterthanen verdanken.

„Der Senat hat sich erlaubt, über die Regierung Frankreichs zu verfügen. Er hat vergessen, daß er dem Kaiser die Macht verdankt, welche er gegenwärtig mißbraucht; daß der Kaiser einen Theil seiner Mitglieder aus den Stürmen der Revolution gerettet, den andern aus dem Dunkel gezogen, und gegen den Haß der Nation geschützt hat.

„Der Senat gründet sich auf die Artikel der Verfassung, um diese umzustürzen. Er erröthet nicht, dem Kaiser Vorwürfe zu machen, ohne zu bedenken, daß er selbst, als erste Staatsbehörde, an allen Ereignissen Theil genommen hat.

„Er geht so weit, daß er den Kaiser einer Verfälschung der Acten bei ihrer Bekanntmachung zu beschuldigen wagt. Die ganze Welt weiß, daß der Kaiser solcher Kunstgriffe nicht bedurfte. Ein Wink war Befehl für den Senat, der immer mehr that, als man von ihm verlangte.

„Der Kaiser ist immer für die Vorstellungen seiner Minister zugänglich gewesen, und er erwartete von ihnen, unter solchen Umständen die unbeschränkteste Rechtfertigung der von ihm ergriffenen Maßregeln. Wenn Enthusiasmus sich in die Adressen und öffentlichen Reden gemischt hat, so ist freilich der Kaiser getäuscht worden. Aber die, welche solche Sprache geführt, müssen sich selbst die Folgen ihrer Schmeichelei zuschreiben.

„Der Senat erröthet nicht, von den gegen die

fremden Regierungen bekannt gemachten Schmähschriften zu reden. Er vergißt, daß sie in seinem Innern abgefaßt worden.

„So lange das Glück ihrem Monarchen sich treu erwies, sind diese Menschen treu geblieben und keine Klage über Mißbrauch der Macht hat man vernommen.

„Hätte der Kaiser die Menschen verachtet, wie man ihm vorgeworfen, dann würde die Welt heute erkennen, daß er Ursache zu dieser Verachtung gehabt hat.

„Er hatte seine Würde von Gott und der Nation. Nur sie konnten sie ihm nehmen. Er hat sie immer als eine Bürde betrachtet; und als er sie annahm, geschah es in der Ueberzeugung, daß er allein der Mann sei, sie würdig zu tragen.

„Das Glück Frankreichs schien in dem Schicksale des Kaisers zu ruhen. Heute, da das Glück sich gegen ihn entschieden, könnte einzig der Wille der Nation ihn bewegen, länger auf dem Throne zu bleiben. Muß er sich als das einzige Hinderniß des Friedens ansehen, so bringt er willig das letzte Opfer.

„Er hat demnach den Fürsten von der Moskwa und die Herzöge Vicenza und Tarent nach Paris geschickt, um die Unterhandlungen einzuleiten.

„Die Armee kann sicher sein, daß die Ehre des Kaisers nie mit dem Glücke Frankreichs im Widerspruche stehen wird."

Zweites Kapitel.

Es war am Abende des vierten April, als die drei Abgeordneten Napoleon's in Paris anlangten. Dem Herzog von Vicenza gelang es, ehe die Sitzung der Monarchen begann, den Kaiser Alexander zu sprechen.

„Ha," rief dieser, so wie er Caulaincourt erblickte, „Sie kommen sehr spät zurück."

„Sire" entschuldigte sich der Herzog, „es lag nicht in meiner Macht, früher zu erscheinen."

„Das ist ein großes Unglück!"

„Wie," frug Caulaincourt nicht ohne Bestürzung, „sollten sich die Gesinnungen Ew. Majestät unterdeß geändert haben?"

„Ich gab Ihnen mein Wort, lieber Herzog," sprach der Kaiser von Rußland; „aber die Ereignisse sind stärker als mein Wille. Sie rücken so schnell vor, daß, was gestern noch möglich war, es heute nicht mehr ist."

„Aber Sire," erwiederte Vicenza, „ich erscheine mit der Abdankungsacte des Kaisers Napoleon zu Gunsten seines Sohnes, des Königs von Rom. Die Marschälle Ney und Macdonald begleiten mich als Bevollmächtigte Seiner Majestät. Alle Formalitäten sind erfüllt; es kann Nichts mehr dem Abschlusse des Vertrags entgegen stehen."

„Herr Herzog," begann Alexander, „als ich Sie zur Eile mahnte, hatte ich meine guten Gründe. Ich wußte, daß der Boden unter ihren Füßen wankte. Als Sie abgingen, war die Stellung des Kaisers Napoleon noch Achtung gebietend, sie konnte sogar

für uns beunruhigend werden. Das Zuströmen von Truppen, ihre Ergebenheit an die Person des Kaisers, seine Kriegskunde und Verwegenheit waren von der Art, in uns lebhafte Besorgnisse zu wecken. Ein verwegen ausgeführter Handstreich auf Paris, die schwierige Aufgabe unsrerseits, eine Bevölkerung von achtmalhunderttausend Seelen im Zaum zu halten: Alles dies machte unsre Lage bedenklich und konnte viele Dinge in Frage stellen. Diese Rücksichten waren sehr gewichtig und ich habe sie auch geltend gemacht. In diesem Augenblick ist die Stellung des Kaisers Napoleon eine ganz andre."

„Ew. Majestät," entgegnete der Herzog, „befinden sich hier wohl im Irrthum. Der Kaiser Napoleon gebietet in einem Umkreis von wenig Stunden über achtzigtausend Mann, welche laut verlangen auf Paris geführt zu werden. Diese Tapfern würden sich für ihren Kaiser in Stücken hauen lassen."

„Mein lieber Herzog," bemerkt der Kaiser von Rußland nicht ohne alle Gereiztheit, „ich bin in der That recht unglücklich, Sie immer betrüben zu müssen. Sie scheinen in völliger Unwissenheit über das, was hier vorgeht. Der Senat hat die Entthronung Napoleon's ausgesprochen."

„Ich weiß es, Sire," antwortete Caulaincourt; „aber die Armee?"

„Die Armee?" lächelte Alexander, „von allen Seiten kommen uns Beitrittserklärungen der Corpschefs. Man verbirgt die Eile, mit der man zu Werke geht, mit einem unglücklichen Herrscher ein Ende zu machen, hinter dem Anscheine einer gesetzlichen Unterwerfung unter die Befehle des ersten Staatskörpers, und vereinigt so sein persönliches Interesse mit der

Liebe für Gesetzlichkeit. Die Menschen sind einmal so, mein lieber Herzog."

„Sire," erwiederte Caulaincourt mit fester Stimme, „ich erröthe über diejenigen meiner Landsleute, die auf solche Weise frühere ehrenvolle Thaten schänden. Aber, Sire, die schmachvollen Ausnahmen werden in der Armee, die ihrem Chef treu und ergeben bleibt, keinen Wiederhall finden."

„Sie täuschen sich abermals," sprach der Kaiser von Rußland. „In diesem Augenblicke ist Fontainebleau von Truppen entblößt und die Person des Kaisers Napoleon in unsre Hand gegeben."

Caulaincourt trat erbleichend einen Schritt zurück. „Wie, Sire?" rief er, „das ist unmöglich."

„Die Leute," fuhr Alexander fort, „welche so eilig sind einer andern Sache als der Ihrigen, den Sieg zu verschaffen, haben die Gewalt in Händen. Sie arbeiten unaufhörlich daran, die einflußreichsten Generale Napoleon abtrünnig zu machen; und da jeder der letztern nur an sein Vermögen und an seine Stellung denkt, so beeilt man sich. Mit einem Worte, das Lager von Essonne ist aufgehoben."

Der Herzog war ob dieser unheilvollen Nachricht so ergriffen, daß er kein Wort der Erwiederung vermochte. Alexander erzählte weiter:

„Das Lager von Essonne ist aufgehoben. Der Herzog von Ragusa hat seinen Beitritt erklärt, so wie den seines Armeecorps. Seine Truppen, geführt vom General Souham sind im vollen Marsche auf Versailles."

„Sire," erwiederte Napoleon's Gesandter nach einer langen Pause, „unter solchen Umständen erkenne ich nur zu gut den Geist, welcher die Versammlung der verbündeten Mächte beleben wird und mir bleibt

Nichts übrig als an die Großmuth Ew. Majestät zu appelliren."

Der Kaiser von Rußland zuckte die Achseln.

„Die Umstände," sprach er, „reißen auch mich mit sich fort. Die Abdankung hat zu lange auf sich warten lassen. In der Politik sind drei Tage drei Jahrhunderte. So lange sich der Kaiser Napoleon an der Spitze einer ansehnlichen Armee wenige Stunden von Paris befand, hielten wichtige Rücksichten den von den Gegnern der kaiserlichen Sache vorgelegten Entwürfen die Waage. Aber ich wiederhole es, jetzt da die Armee ihr Oberhaupt zu verlassen scheint, da die Marschälle und Generäle die unter ihnen stehenden Anführer mit sich fortreißen, hat sich die Frage ganz anders gestellt. Fontainebleau ist nicht mehr eine achtunggebietende militärische Stellung; urtheilen Sie selbst, was ich da zu thun im Stande bin?"

Der Herzog von Vicenza legte die Hand an seine glühende Stirne. Alexander sprach weiter:

„Während Ihrer Abwesenheit haben sich Discussionen über die Regentschaftsfrage erhoben. Beschuldigungen schlagen bei mir wenig an, sobald sich eine Idee in meinem Geiste festgesetzt hat und deren Ausführung mir gerecht scheint; aber, lieber Herzog, Sie haben hier äußerst gewandte Leute zu Gegnern. Es sind sehr merkwürdige Dinge vorgegangen. Können Sie sich vorstellen, daß man vorgestern in unsrer Gegenwart eine sehr unangenehme Comödie aufgeführt hat. Sei es, daß hier etwas von unsrer Unterredung vor einigen Tagen bekannt geworden ist, oder daß Napoleon sie Jemandem vertraut hat, kurz man kannte unsern Plan wegen der Regentschaft, und Alles gerieth in Aufruhr. Vorgestern nahmen daher Talley-

rand und die übrigen Mitglieder der provisorischen Regierung, die Regentschaftfrage wieder auf und bekämpften sie mit allen Kräften. Man erschöpfte sich in Klagen und Beschuldigungen gegen ihren Kaiser und der Erzbischof von Mecheln erklärte, daß weder Bonaparte noch seine Familie noch Anhänger hätten, und daß ganz Frankreich royalistisch denke und die Bourbonen wünsche. Ich wollte dies nicht zugeben und machte Einwendungen, da wandte sich der General Dessoles an mich und sprach mit starker Betonung: „Sire, Sie haben bei ihrer Ankunft in Paris Ihr Wort gegeben, nicht mit Bonaparte zu unterhandeln; auf diese Verheißung haben wir keinen Anstand genommen, ihn zu entsetzen und die Bourbons zurückzurufen. Jetzt sich für die Regentschaft erklären, heißt so viel, als das zeitherige kaiserliche System fortbestehen zu lassen. In diesem Falle bleibt den Mitgliedern der provisorischen Regierung nichts übrig, als sich von den verbündeten Monarchen einen Zufluchtsort in ihren Staaten zu erbitten." Wie gesagt, lieber Herzog, die Leute, welche jetzt an der Spitze der Geschäfte stehen, sind gewandt und manövriren geschickt; denn die Beitrittserklärungen von Militair- und Civilbehörden langen in Masse an; hierdurch ist meine Stellung um so schwieriger geworden, da ich bei den alliirten Mächten anstatt auf Unterstützung zu hoffen, nur auf lebhaften Widerstand stoße.

„Doch," setzte er nach einiger Zeit in mildem Tone hinzu, „Caulaincourt, nehme ich mein Wort nicht zurück. Ich habe Ihnen nur alle diese Machinationen entdeckt, um die Schwierigkeiten zu zeigen, welche meinem guten Willen im Wege stehen."

Der Herzog von Vicenza verharrte lange in einem tiefen Schweigen, endlich fand sein Schmerz Worte.

„Wie," rief er, „der Kaiser Napoleon verrathen, schändlich verlassen, den Siegern überliefert und von denen, die mit ihren Körpern einen Wall um seine geheiligte Person bilden sollten? Ha, Schmach ohne Beispiel, ich schäme mich jetzt, ein Franzose zu heißen."

Alexander blickte mit vieler Theilnahme auf seinen niedergebeugten Freund. Dann faßte er ihn am Arme und sagte mit gepreßter Stimme:

„Und fügen Sie hinzu, von denen, die ihm Alles, Alles verdanken, Namen, Vermögen! Welche Lehre für uns Könige! Doch Muth, Caulaincourt, geben wir noch nicht Alles verloren. Ich werde vor Ihnen im Rathe sein. Wir wollen sehen."

Bekümmerten Herzens verließ der Herzog von Vicenza die Wohnung Alexander's. Als er über den Hof schritt, begegnete ihm einer der erbärmlichsten Verräther des Kaisers. Es war der Abbé von Pradt, welchen Napoleon zum Erzbischof von Mecheln erhoben. Derselbe schlich unaufhörlich um die fremden Herrscher umher und kam nicht aus den Salons der Alliirten.

Als ihn Caulaincourt erschaut, empörte sich sein Innerstes; er würdigte den Abbé keines Blickes und wollte vorübergehen. Letzterer aber war unverschämt genug, mit hüpfenden Schritten und der heitersten Miene von der Welt auf den Herzog zuzukommen.

„Ich bin hocherfreut," begann er, „Sie hier zu sehen, Herr Herzog."

Caulaincourt sah den Zudringlichen an, ohne seinen Gruß zu erwiedern.

„Herr Herzog," fuhr er schmunzelnd und sich die

Hände reibend fort, „Ihre Sachen gehen nicht gut — nicht wahr? Sie gehen schlecht — ah, sehr schlecht."

Da vermochte sich Caulaincourt nicht länger zu mäßigen. Er packte den erschrockenen Abbé beim Kragen und schüttelte ihn aus Leibeskräften.

„Wissen Sie, was Sie sind?" frug er. „Sie sind ein Schuft!"

Mit diesem Worte verabreichte er dem Verräther einen Backenstreich und stieß ihn von sich, daß er eine große Strecke im Schloßhofe hintaumelte.

Der Herzog von Vicenza suchte jetzt die zwei andern Bevollmächtigten Napoleon's, Ney und Macdonald, auf, um sich mit ihnen vereint in die Sitzung der Alliirten zu begeben.

In dem Sitzungssaale besprach sich in der Vertiefung eines Fensters der Kaiser von Rußland mit dem Könige von Preußen. Die Stirn des erstern war sehr düster. Links von Friedrich Wilhelm, etwas rückwärts, stand der General Beurnonville. Derselbe hatte dem Könige so eben den Uebergang des Marmont'schen Corps berichtet und bot alle Beredtsamkeit auf, diesen Fürsten gegen die Regentschaft zu stimmen.

Weiterhin hatten sich Schwarzenberg, Nesselrode, Lichtenstein und Pozzo di Borgo gruppirt. Letzterer machte sich durch die Lebhaftigkeit seiner Bewegungen bemerklich. Um diese Gruppe schwirrten die Leiter der royalistischen Partei. Aus ihren triumphirenden Mienen und anmaßenden Blicken konnte man erkennen, daß sie, des Erfolgs ihrer Intriguen sicher, den Ausgang der zu eröffnenden Conferenz nicht fürchteten.

Da traten die Abgeordneten Napoleon's in den Saal. Der Kaiser von Rußland und König von Preußen näherten sich einem großen, mit einem grü-

nen Teppich überhangenen Tische, welcher in der Mitte des Saales stand. Ein jeder nahm seinen Platz ein.

Der Herzog von Vicenza übergab dem Kaiser Alexander die Abdankungsurkunde seines Herrn, des Kaisers Napoleon, zu Gunsten des Königs von Rom und der Kaiserin Marie Louise als Regentin.

Der König von Preußen eröffnete die Sitzung. Der Ton seiner Stimme war kalt und abgemessen.

„Die zeither eingetretenen Ereignisse," sprach er, „erlauben den Mächten nicht mehr, mit dem Kaiser Napoleon zu unterhandeln. Die Wünsche Frankreichs für die Rückkehr seiner alten Herrscher offenbaren sich von allen Seiten. Der erste Staatskörper, der Senat, unterstützt von der Zustimmung seiner Mitbürger, hat Napoleon des Thrones für verlustig erklärt. Es kommt den verbündeten Mächten nicht zu, sich in die Angelegenheiten der französischen Regierung zu mischen, und der Erklärung des Senats zuwider, dem des Thrones für verlustig erklärten Napoleon das Recht, über die Krone Frankreichs zu verfügen, zuzugestehen."

Der Marschall Macdonald nahm sich der Sache seines kaiserlichen Herrn mit Wärme und Nachdruck an. Er setzte die hohen politischen Rücksichten auseinander, welche die verbündeten Mächte bestimmen müßten, die Entsagung des Kaisers Napoleon zu Gunsten seiner Gemahlin und seines Sohnes anzuerkennen.

„Der Kaiser Napoleon," schloß er, „hat die Krone aus den Händen der französischen Nation erhalten. Er entsagt derselben, um einen allgemeinen Frieden möglich zu machen, da die Mächte erklärt haben, er sei das einzige Hinderniß des Friedens. Der Kaiser trägt daher kein Bedenken, seine Person dem Interesse Europa's zum Opfer zu bringen. Will man ihm je-

doch das Recht bestreiten, zu Gunsten seines Sohnes abzudanken, so kann aus dieser Weigerung großes Unglück entstehen. Noch steht der Kaiser an der Spitze von sechzigtausend Mann, welche ihren letzten Blutstropfen zu Aufrechthaltung der Rechte ihres Herrschers vergießen werden."

Ein ungläubiges Lächeln flog bei den letzten Worten über die Versammlung. An dem einen Theile des Tisches ließ sich sogar ein verächtliches Geflüster vernehmen.

Da meldet man die Ankunft des Marschall Marmont, Herzogs von Ragusa. Mehre der am Tische Sitzenden springen sogleich auf und eilen dem „ältesten Waffengefährten" Napoleon's entgegen, ihn mit Händedrücken und Beglückwünschungen zu empfangen.

Den Kopf erhaben, mit lächelnden Lippen tritt der Herzog von Ragusa in den Saal. Die Abgeordneten Napoleon's mustern ihn mit Blicken der tiefsten Verachtung.

Die Ankunft dieses Mannes, der seinen kaiserlichen Herrn am letzten Tage verrieth, vereinfacht die Debatten in dem Maaße, daß die Regentschaftsfrage gar nicht wieder aufgenommen wird. Die Rücksichten, welche Napoleon's Gesandte geltend zu machen versuchen, sind jetzt nicht mehr vorhanden und alle gegenseitigen Erklärungen werden hierdurch überflüssig.

Die Mächte geben die Definitiv-Entscheidung, daß von einer bedingungsweisen Abdankung nicht mehr die Rede sein könne. Napoleon sei vom Throne gestürzt in Folge des Wunsches der Nation und der Armee. Die unbedingte Entsagung müsse in der kürzesten Zeit nach Paris geschickt werden.

Jeden Augenblick langen Depeschen an, die man mit freudiger Hast umherreicht. Es sind Beitrittser-

klärungen verschiedener abtrünniger Napoleonischer Generale.

Bestürzt haben sich die drei Commissarien Napoleon's zurückgezogen. Es handelt sich nicht mehr, um einen Thron zu streiten, sondern, da Fontainebleau ganz entblößt ist, für die persönliche Sicherheit des Kaisers Sorge zu tragen.

Aber hierzu gehören weitere Vollmachten. Napoleon muß bedingungslos abdanken. Nur um den Preis dieses letzten Opfers kann seine und seiner Familie Zukunft sicher- gestellt werden. Ueberdies drängt die Zeit.

Caulaincourt geht in halber Verzweiflung auf und ab.

„Wer soll dem Kaiser," fragt er, „diesen neuen Schlag beibringen?"

Macdonald, von Schmerz durchdrungen, beobachtet ein finsteres Schweigen. Dann ergreift er Caulaincourt's Hand.

„Es ist ein trauriger, sehr trauriger Auftrag," spricht er, „aber Sie allein, Herzog, können ihn vollbringen. Sie allein besitzen sein volles Vertrauen."

Caulaincourt widersteht eine geraume Zeit.

„Ich bin des Henkeramts überdrüssig," ruft er, „seit acht Tagen bin ich verdammt, dem großen Unglücklichen nur Giftbecher zu überreichen. Ich kann den unseligen Auftrag nicht auf mich nehmen."

Die beiden Marschälle vereinigen ihre Bitten. Endlich gibt der Herzog von Vicenza, erkennend, daß kein Augenblick zu verlieren, seine Einwilligung zu dem schweren, verhängnißvollen Gange. Er wirft sich in seinen Wagen und fährt im gestreckten Trabe nach Fontainebleau zurück.

Als er angelangt, begiebt er sich unmittelbar nach

dem Kabinete des Kaisers. Zufällig ist Niemand da, der ihn anmeldet.

Der Herzog öffnet daher leise und halb die Thüre.

„Sire," spricht er, „es ist Caulaincourt;" worauf er vollends in's Zimmer tritt.

„Schon?!" fragt der Kaiser, und sein durchdringender, rascher Blick scheint die verhängnißvolle Mission seines Gesandten auf dessen Stirn zu lesen.

Napoleon saß in der Vertiefung eines nach dem Garten gehenden Fensters. Die Blässe seines Gesichts, die Unordnung seines Anzugs deuteten auf eine durchwachte Nacht. Der Herzog von Vicenza hatte nicht den Muth, sogleich den Zweck seiner Sendung zu berühren.

„Der Abfall von Essonne," sprach der Kaiser mit Anstrengung, „hat neuen Forderungen zum Vorwand gedient, nicht? Man stellt andere Bedingungen jetzt, da ich verlassen, offen verrathen bin. — Nun, was verlangt man noch?"

Caulaincourt setzte die Veränderungen, die in des Kaisers militairischer und politischer Lage eingetreten waren, so schonend als möglich auseinander. Er erzählte seine Unterredung mit Alexander und Alles, was im Rathe der Verbündeten verhandelt worden war. Nur das Erscheinen Marmont's im Salon der Alliirten verschwieg er, aus Schonung für seinen kaiserlichen Herrn.

Als der Herzog von Vicenza geendet, und voller Trauer und Bangigkeit einer Antwort Napoleon's entgegen sah, verharrte dieser eine lange Zeit in dumpfem Schweigen.

„Unterhandlungen!" sprach er endlich, „die so demüthigend werden, muß man abbrechen. Der Krieg mit allen seinen Wechselfällen bietet nichts Schlim-

meres, als solche Bedingungen. — Ich nehme sie nicht an."

Es lag nicht in dem feurigen, aufbrausenden Temperamente Napoleon's, kalt zu überlegen, wenn er ohne Zeugen, Herz gegen Herz sich ergießen konnte. Bei dem ersten Eindrucke blieb er fast immer Herr seiner selbst. Dann aber vulkanisirte die Lava, welche in seinen Adern rollte und ließ Feuer und Flammen emporsprühen. Seine Augen warfen Blitze, seine Stimme ward ergreifend, der Ausdruck seines Gesichtes gewaltig, furchtbar; und alle Kraft, alle Energie, alle menschliche Intelligenz schienen sich in dieser riesenhaften Natur zusammen zu drängen.

Mit einem Male stieß der Kaiser das Kissen, auf welchem einer seiner Füße geruht hatte, heftig von sich, sprang auf und stürzte nach seinem Schreibtisch, wo die mit Stecknadeln besäeten Karten lagen.

„Glauben sie denn," rief er mit Donnerstimme, „glauben sie, die übermüthigen Sieger, daß sie Herren von Frankreich sind, weil ihnen Verrath die Thore der Hauptstadt geöffnet hat? Wenn eine Hand voll elender Verschwörer meinen Sturz betrieben, so hat die Nation diese Schurkerei nicht genehmigt. Ich rufe das Volk zu mir. Die Wahnsinnigen! Sie begreifen nicht, daß ein Mann wie ich nicht eher aufhört, furchtbar zu sein, als bis er im Grabe liegt. Morgen, in einer Stunde, kann ich die Schlingen, in die man mich verwickelt, abschütteln und mich so stark und furchtbar fühlen als jemals an der Spitze von Hundertdreißigtausend Mann!

„Folgen Sie meiner Berechnung, Caulaincourt! Ich habe hier um mich fünfundzwanzigtausend Mann meiner Garden; diese Riesen, der Schrecken der feindlichen Cohorten. Sie werden der Kern einer Armee,

welche ich aus den dreißigtausend Mann von Lyon, den Fünfzehntausend, welche Grenier aus Italien herbeiführt, den Fünfzehntausend unter Suchet, den Vierzigtausend unter Soult zusammen ziehe. Sie geben eine Macht von Anderthalbhunderttausend. Ich bin Herr aller meiner Festungen in Frankreich und Italien, und soviel ich weiß, sind zur Zeit nicht lauter Abtrünnige und Verräther unter meinen Generalen. Noch stehe ich aufrecht; gestützt auf denselben Degen, der mir alle Hauptstädte Europa's öffnete: noch bin ich das Haupt der tapfersten Truppen von der ganzen Welt, jener Granitcolonne von Marengo, die nie besiegt worden ist. Ich rufe alle Männer von Herz zur Vertheidigung des Vaterlandes, seiner Principien und seiner Freiheit; ich lasse über meine Adler die Worte: „Unabhängigkeit und Vaterland" schreiben und diese Adler werden jenen Königen Europa's wieder furchtbar werden. — Wenn die Chefs der Armee, die ihren Ruhm meinen Eroberungen verdanken, wenn diese verweichlichten Chefs sich ausruhen wollen, so mögen sie gehen. Ich finde unter den wollenen Epauletten Generäle und Marschälle. Diese vergoldeten Männer haben ihre Capottes von grobem Tuche vergessen."

Der Kaiser schritt während dieser Worte in höchster Aufregung auf und ab. Plötzlich blieb er stehen und trat vor den Herzog von Vicenza.

„Setzen Sie Sich, Caulaincourt," sprach er, „schreiben Sie an Ney und Macdonald, daß sie auf der Stelle zurückkehren. Alles ist abgebrochen."

„Sire", rief der Herzog in flehendem Tone, „ich beschwöre Ew. Majestät, das außerordentliche Wagstück zu überlegen, ehe Sie zum Aeußersten schreiten."

„Alles ist überlegt," erwiederte Napoleon trocken; „ich habe keine Wahl unter den Mitteln."

„Ew. Majestät", fuhr der Herzog von Vicenza beruhigend fort, „geben einer sehr gerechten Aufwallung nach; aber, Sire, die Dinge haben eine so ernste Wendung genommen, daß, bevor Sie einen so riesenhaften Entschluß ausführen, alle Folgen reiflich zu überlegen sind."

„Ich verzichte auf jede weitere Unterhandlung," sprach entschlossen der Kaiser. „Sie stießen das persönliche Opfer von sich, das ich brachte, um Frankreich Frieden und Ruhe wieder zu geben. Sie verweigerten die Annahme meiner Abdankung; ich nehme sie jetzt zurück. . . . . Ich will fechten gehen. Mein Platz ist bezeichnet; er ist über oder unter dem Boden des Schlachtfeldes. Möge das französische Blut, das noch fließen wird, auf die Häupter der Elenden fallen, welche den Sturz der Lande beabsichtigen."

Napoleon beschäftigt sich von jetzt blos mit militairischen Angelegenheiten.

Kaum aber ist der Bruch der Unterhandlungen im Schlosse von Fontainebleau bekannt, als der Mißmuth in den vergoldeten Gallerien den höchsten Grad erreicht. Seit der Kaiser im Unglück, hält man ihn nur noch fähig, Fehler zu begehen.

Napoleon selbst besitzt einen so hohen Adel der Gesinnung, daß er Niedrigkeit und Treulosigkeit nicht begreifen kann. Er kann es nicht denken, daß er von Leuten umgeben ist, die mit Ungeduld den Augenblick erwarten, sich mit einigem Anstande ihrer Verpflichtungen gegen ihn zu entziehen, um unmittelbar nach Paris zu eilen und der neuen Regierung die Zusicherung ihrer Ergebenheit zu überbringen.

Man ist bereits so weit, ohne Scheu seine Meinung auszusprechen. Man hat das Kaiserthum über-

drüssig. Ist Napoleon unglücklich, heißt es, wer ist Schuld daran? Ist dies ein Grund, sich und seine Stellung, die Interessen seiner Familie ausschweifenden Projecten zu opfern?

Napoleon's Sturz erscheint Vielen als eine Ausgleichung der Interessen. Nur ein Einziger wird geopfert, nur ein einziges Unglück ist zu beklagen.

Von Stunde zu Stunde werden neue Lücken bemerkbar. Jeder sucht einen Vorwand, nach Paris zu reisen. Mancher verläßt seinen Posten ohne Erlaubniß, vergißt seinen Dienst, seine Pflichten und kümmert sich nicht mehr, ob man dem, von welchem man nichts mehr zu erwarten hat, gefalle oder mißfalle. Gern würde man Alles, was der Anstand erfordert, beobachten; aber warum zögert er so lange mit der Abdankung. Er soll ein Ende machen, damit ein Jeder Herr seiner Handlungen werde. Seine Unentschlossenheit, sein Zögern, seine kriegerischen Pläne, stellen die Lage Vieler bloß. — Die neue Regierung empfängt mit offenen Armen Jeden, der von der Armee kommt. Was soll für die übrig bleiben, die zuletzt kommen?

Die Regentschaft ist verworfen, der Sohn Napoleon's vom Throne ausgeschlossen. Es ist eine Thorheit länger in den Vorzimmern von Fontainebleau zu bleiben, während es in Paris Gold und Gnadenbezeugungen regnet.

Also sprechen die Leute, welche der Kaiser mit Ehren und Reichthümern überhäuft hat, und man eilt nach Paris. —

Nachdem sich Caulaincourt einigermaßen von den erschütternden Anstrengungen der jüngsten Tage durch kurzen Schlaf auf seinem Zimmer erholt, kehrt er zu Napoleon zurück.

Er unterrichtete Diesen, daß die Verbündeten irgend einen der kühnen Schläge, an welche Napoleon Europa gewöhnt hatte, von Fontainebleau her befürchteten. Sie seien daher nicht müßig gewesen, in diesem Schlosse Verbindungen anzuknüpfen, durch welche sie von Allem in Kenntniß gesetzt wurden, was in des Kaisers Kabinet vorging.

Der Officier, welchen Caulaincourt abgesendet hat, Erkundigungen über die Stellung der feindlichen Truppen einzuziehen, ist mit der Nachricht zurückgekehrt, daß die Heere der Verbündeten alle Zugänge nach Fontainebleau besetzt halten. Die russische Armee bedeckt auf dem rechten Seineufer die Gegend von Melun bis Monterau, eine zweite hat zwischen Paris und Essone Stellung genommen. Andre Corps sperren die Straßen von Chartres und Orleans; noch andre haben sich zwischen der Yonne und Loire militairisch aufgestellt. So ist Fontainebleau von den Truppen der Verbündeten förmlich cernirt und auf das erste Signal können sich hundertfunfzigtausend Mann auf die kleine Armee, welche Napoleon bewacht, einstürzen.

Der Herzog von Vicenza theilte dies Napoleon mit. Nach einiger Ueberlegung erwiederte dieser:

„Eine für Couriere verschlossene Straße öffnet sich bald für funfzigtausend Mann.“

Nach einer Pause fuhr er fort:

„Wahrhaftig, diese Nachricht wird den Rathgebern, die einen Frieden um jeden Preis verlangen, sehr gelegen kommen. Wird sie bekannt, dürften wir bald mehr erfahren.“

„Für jetzt,“ betheuerte Caulaincourt, „ist sie nur Ew. Majestät und zweien Ehrenmännern, die zu schweigen wissen, bekannt. Aber selbst ihr Bekanntwerden würde die Gefahren, welche Ew. Majestät umgeben,

nicht vermindern. Ich beschwöre Sie, Sire, fassen Sie einen Entschluß."

„Gefahren," entgegnete der Kaiser, „ich fürchte sie nicht. Mein Leben ist eine Last für mich. Ich werde es nicht lange mehr ertragen," setzte er nach einer Pause hinzu; „aber ehe ich einen Entschluß fasse — einen schrecklichen Entschluß, Caulaincourt, will ich zuvor die Marschälle sprechen! Ich will wissen, ob meine Sache, die meiner Familie, noch die Sache Frankreichs ist und dann — dann werde ich mich entscheiden."

In diesem Augenblicke traten der Fürst von Neufchatel und mehre Marschälle in das Zimmer. Ihre Haltung ist verlegen. Einige Gemeinplätze eröffnen die Unterhaltung. Berthier kaut an den Nägeln und murmelt einige Worte. Er hat, wie er sagt, Ordonnanzofficiere nach verschiedenen Richtungen abgeschickt. Ihre Berichte haben keinen Zweifel gelassen, daß der Feind von allen Seiten Fontainebleau umringe.

„Ich weiß es," erwiedert der Kaiser trocken.

Indeß sind die Großofficiere nicht gekommen, um Napoleon blos diese üble Nachricht mitzutheilen. Man spricht seine Meinung verständlicher aus, obschon man noch nicht wagt, einen entscheidenden Rath zu ertheilen; die Gefahren, welche Fontainebleau bedrohen, geben Stoff zu den düstersten Gesprächen.

Der Kaiser behauptet fortwährend eine bewundrungswürdig ruhige Haltung. Er ergreift das Wort und wiederholt ohne Zorn die beiden Bedingungen, welche die Alliirten ihm auferlegt. Zu dem persönlichen Opfer, das man von ihm verlangt, ist er entschlossen; aber er weigert sich, daß man auch seiner Gemahlin und seinem Sohne die Krone rauben will.

Die anwesenden Marschälle nehmen diese Mittheilung mit finsterm Schweigen auf.

Immer noch ruhig bleibend überzählt jetzt der Kaiser die ihm verbleibenden Streitkräfte.

„Ich will," spricht er, „von ihnen Gebrauch machen, nicht um den Krieg zu verewigen, sondern um Frankreichs Ehre zu retten, dem Lande seine Unabhängigkeit wieder zu geben und einen Frieden unter weniger entehrenden Bedingungen zu erhalten.

Wieder erfolgt eine tiefe Pause. Endlich spricht einer von den Marschällen:

„Dann haben wir Bürgerkrieg, Sire! — Ew. Majestät, gewohnt, in jeder Schlacht über das Schicksal einer Hauptstadt, eines Königreichs zu entscheiden, müssen dann zu dem Handwerke eines Parteigängers herabsteigen, von Provinz zu Provinz streifen, immer Krieg führen, überallhin Verwüstung bringen, ohne ein Ende zu erreichen."

Die übrigen Marschälle treten der Ansicht ihres Collegen bei. Man gefällt sich, die Greuel eines Bürgerkriegs in den dunkelsten Farben auszumalen.

Der Kaiser hat den Worten seiner Waffengefährten eine lange Zeit düstres Schweigen entgegengesetzt. Das Wort „Bürgerkrieg" ergreift ihn tief, sein hoher Sinn empört sich bei dem Gedanken, als bloßer Parteigänger aufzutreten.

„Wohlan," ruft er endlich, und sein Römerantlitz wird vom letzten Hoffnungsschimmer erleuchtet; „wenn ich auf die Vertheidigung Frankreichs verzichten muß, bietet nicht Italien eine Zuflucht dar, die unsrer würdig ist? Italien die Wiege unsres Ruhms? Will man mir noch einmal dahin folgen? Laßt uns nach den Alpen ziehen!"

Auf diesen Vorschlag folgt ein tiefes Schweigen.

Seine Worte prallen wie an erzenen Statuen an der Unbeugsamkeit der alten Waffengefährten ab, welche um jeden Preis Ruhe wollen. Kein Zuruf, kein Wort des Beifalls, selbst kein Zeichen der Theilnahme für das Unglück des großen Helden wird vernommen.

Da überschaut der Kaiser eine lange Zeit mit einem unaussprechlichen Blicke die Männer, die er aus dem Staube gehoben, und die jetzt vor ihm stehen, fremd und theilnahmlos, als hätten sie ihn nie gekannt. In seiner Brust tobt ein Vulkan. Doch bezwingt er sich.

„Ihr wollt Ruhe," spricht er endlich mit matter Stimme, „so nehmt sie hin. Ihr wißt nicht, wie viel Kummer und Gefahren Euch auf Euren Daunenbetten erwarten. Einige Jahre des Friedens, den Ihr so theuer erkauft, werden mehr von Euch in's Grab raffen, als der verzweifelte Krieg gethan haben würde."

Mit diesen Worten ergreift Napoleon die Feder, und sich für besiegt erkennend, weniger durch die Feinde als durch Verrath und Feigheit ringsumher, schreibt er die verlangte Abdankungsformel in folgenden Worten:

„Da die verbündeten Mächte erklärt haben, daß der Kaiser Napoleon das einzige Hinderniß der Wiederherstellung des Friedens in Europa sei, so erklärt der Kaiser seinem Eide getreu, daß er für sich und seine Erben auf die Throne von Frankreich nd Italien verzichtet, und daß es kein Opfer, selbst das seines Lebens gibt, welches er nicht bereit wäre, dem Interesse Frankreichs darzubringen."

Während der ganzen großen Scene hatte Napoleon die bewundernswürdigste Festigkeit gezeigt: als

er aber die verhängnißvolle Urkunde niedergeschrieben und die Marschälle bereit stehen, sie in Empfang zu nehmen, bricht sein Herz. Er wirft sich auf ein Sopha und verhüllt eine lange Zeit sein Gesicht. Dann schaut er mit jenem Lächeln der Ueberredung, das so oft unwiderstehlich gefunden wurde, zu seinen Waffenbrüdern auf, und fleht, den Entschluß, den sie gefaßt, aufzugeben, das Abdankungsdocument zu vernichten und ihm noch einmal zum Kampfe zu folgen.

„Lasset uns ziehen," rief er, „laßt uns noch einmal auf dem Kampfplatze erscheinen! Wir sind sicher sie zu schlagen und auf unsre Bedingungen Frieden zu erhalten!"

Es war ein erschütternder Moment, selbst die von Egoismus erfüllten Marschälle wurden ergriffen; aber die bereits früher ausgesprochenen Ansichten wurden deshalb nicht zurückgenommen. Man wiederholte den schlechten Zustand der Armee, sprach von Widerwillen, mit welchem der Soldat gegen den Senat fechten würde und von unvermeidlichem Bürgerkriege.

Da wendete der Kaiser sein Gesicht abwärts und winkte, daß man ihn verlasse.

Schweigend entfernten sich die Großwürdenträger. Napoleon blieb mit seinem Unglück und seinem Schmerze allein.

Diese letzte weltgeschichtliche Unterredung bezeichnet die Geschichte mit dem Namen der Marschallsconferenz.

Drittes Kapitel.

Eugen hatte einen Brief über den andern von Larose erhalten, worin er beschworen ward, schleunigst nach Paris zu kommen, um die Befreiung Valerien's und ihrer Mutter, die von dem Grafen von Brienne in einer alten Raubburg im einsamen Gebirg in der Gegend von Orleans gefangen gehalten wurden, zu bewirken. Es sei kein Augenblick zu verlieren, schrieb der unglückliche Gatte und Vater, die Ehre, ja das Leben seiner Tochter schwebe in Gefahr.

Eugen war in Verzweiflung. Wenn er jetzt um Urlaub nach Paris bat, setzte er sich bei dem Kaiser nicht in den Verdacht, als folge er jenen treulosen goldbedeckten Schmeichlern, die als Napoleon im Glück, vor ihm im Staube krochen und im Unglück ihn nicht zeitig genug verlassen zu müssen glaubten? Der Gedanke, daß auch ihn ein solcher Verdacht treffen könne, war ihm entsetzlich.

Zwei Tage lang hatte er gekämpft, ob er bleiben, die Geliebte dem Verderben überlassen oder sich Urlaub erbitten solle. Da langte ein neuer Brief von Larose an, ein wahrer Hülferuf eines verzweifelten Vaters, dringender als alle die frühern. Eugen vermochte jetzt nicht länger zu widerstehen, und begab sich zum Kaiser, um auf einige Tage Urlaub nach der Hauptstadt zu erbitten.

Des Kaisers Blick ruhte lange auf dem schönen Jünglinge. Unverholner Schmerz sprach aus dem bleichen Antlitz des großen Dulders.

„Auch Du, Eugen?“ frug er in einem Tone,

der dem Jüngling die Seele durchschnitt. — „Immer geh!“ setzte er nach einer Pause ruhig hinzu. „Ich halte Dich nicht.“

Das war zu viel für Eugen; Thränen brachen aus seinen Augen; er stürzte Napoleon zu Füßen.

„O mein Kaiser,“ rief er, „das hab' ich nicht verdient. Ich bleibe bei Euch und will keinen Urlaub. Verkennt mich nicht, mein Kaiser, nur die äußerste Noth, die Gefahr, in welcher ein mir theures, heiliges Leben schwebt, zwang mich zu dem schweren Schritte. Den Beweis meiner Unschuld spricht nur mein Herz und dieses Schreiben.“

Napoleon griff nach dem jüngsten Briefe von Larose, den Eugen empor hielt, und als er gelesen, sprach er in mildem Tone:

„Stehen Sie auf, Normand, welche Bewandtniß hat es mit diesem Briefe?“

Eugen theilte dem Kaiser kurz und präcis, wie es dieser liebte, das Verbrechen des Grafen von Brienne mit.

„Warum entdeckten Sie mir dieses Bubenstück nicht,“ frug Napoleon streng, „als ich noch Kaiser von Frankreich war? Es ward in meinem Lande begangen.“

„Sire,“ antwortete der Jüngling, „mir selbst erst ward die Kunde davon vor wenigen Tagen.“

„Unter bewandten Umständen,“ fuhr der Kaiser fort, „befehle ich Ihnen, die zwei Frauen aus den Händen dieses Räubers zu retten. Aber für Ihre Person allein vermögen Sie nichts. Suchen Sie sich ein halb Dutzend aus den Reihen meiner alten Garde aus. Dieselben müssen suchen, sich auf verschiedenen Wegen und so unbemerkt als möglich dem Raubneste zu nähern. Ein gemeinschaftliches Stelldichein muß

sie vereinigen. Hierauf können Sie etwas wagen, sei es durch List oder Gewalt. Auf meine Grenadiere ist sich zu verlassen, die nehmen es mit dem Teufel auf, wenn ich's befehle."

Der Jüngling wußte kaum Worte des Dankes zu finden. Er bedeckte die Hand seines kaiserlichen Freundes mit Küssen.

„Nichts übereilt," mahnte Napoleon, „dergleichen Unternehmungen erfordern Vorsicht. Sind Sie bei Casse?"

Eugen erröthete. Er mußte gestehen, für den Augenblick von Geldmitteln entblößt zu sein, doch hoffte er in Paris sich dieselben leicht zu verschaffen.

„Bauen Sie nicht auf Paris," sprach Napoleon mit schmerzlichem Lächeln. „Hier sind fünfhundert Louisd'or. Schonen Sie kein Geld, wenn sich Leute vorfinden, die bestochen werden müssen. Das Geld ist eben so unumgänglich nöthig, die Tugend zu Grunde zu richten, wie das Laster zu bekämpfen. Adieu, Herr Ordonnanzofficier, viel Glück zur Unternehmung!"

Kaum war Eugen abgetreten, als ein Officier vom Marmon'schen Corps, das zu dem Feinde übergetreten war, sich melden ließ.

„Ich kenne dieses Corps nicht," sprach Napoleon sich stolz abwendend.

„Sire," erklärte der Adjutant, welcher die Meldung machte, „es ist ein braver Officier, der mit Thränen in den Augen bittet, vor Ew. Majestät gelassen zu werden, um im Namen seiner Cameraden die Unschuld der übergeführten Truppen darzuthun."

Der Kaiser ging unschlüssig einige Mal im Zimmer auf und ab.

„Er mag kommen!" sprach er endlich.

Der Officier vom Corps des Herzogs von Ragusa, der sich mit Lebensgefahr von Versailles, wohin dieses Corps abgeführt worden war, nach Fontainebleau durchgeschlichen hatte, ward eingeführt. Es war ein hoher stattlicher Mann.

So wie er Napoleon erschaute, kniete er nieder und hielt wie betend seine Hände gefaltet.

„Nun, mein Herr Russe," begann Napoleon ironisch, „der Kaiser Alexander und der König von Preußen sind wohl gütigere Herren als der Kaiser Napoleon?"

„Sire," erwiederte der Officier und der ungeheucheltste Schmerz sprach aus dem schönen männlichen Antlitz, „nur drei Personen meines Corps haben diese Worte verdient. Ganz Versailles ist im Aufstande. Der Sturm gegen unsre verrätherischen Heerführer ist ausgebrochen. Souham und Bordesoult haben vor unsern eignen Flintenschüssen flüchten müssen und den Namen des Herzogs von Ragusa spricht kein französischer Soldat ohne Erröthen und ohne Entrüstung aus. Obschon halb Europa bewaffnet zwischen Ew. Majestät und uns steht, so sind doch die getreuen Truppen des verrätherischen Marschalls jeden Augenblick bereit, sich zu Ew. Majestät hindurch zu schlagen. Ein Wort, ein Wink, Sire, und ich führe Ihnen Ihr Corps zurück und sollten wir uns unterwegs decimiren lassen."

„Es ist zu spät, mein Freund," sprach der Kaiser in mildem Tone; „doch freut es mich, wenn ich das Corps nicht zu verdammen und zu verachten brauche. Ich habe nie an der Treue und der Ehre der französischen Soldaten gezweifelt; aber Ihr hättet Euch von ein paar Verräthern nicht so blindlings dupiren und der Schande zuführen lassen sollen."

Der Officier bot seine ganze Beredtsamkeit auf, auch in dieser Hinsicht die Ehre seines Corps zu vertheidigen.

„Der Geist der Truppen," sprach er, „konnte nicht trefflicher, die Liebe und Verehrung zu Ew. Majestät nicht größer sein. Als Befehl zum Aufbruch gegeben ward, glaubten Alle, es gehe gegen den Feind und sie griffen jubelnd zu den Waffen. Der Verrath war nur wenigen der obersten Führer bekannt, darum ward er erst entdeckt, als es zu spät war."

Er erzählte hierauf das Ausführlichere über diesen Verrath, welcher die französische Kriegsgeschichte brandmarkt.

„Der General Lacutte," schloß er, „war der einzige Divisionair, welcher von unserm Corps treu blieb und sich als Ehrenmann zeigte. Als er den Uebergang erfuhr, sprach er am folgenden Morgen zu seinen Truppen:

„Ganze Corps haben vorige Nacht ihre Stellungen verlassen. Ich hatte Befehl, Corbeile zu besetzen; da mir kein entgegengesetzter Befehl zugekommen, so bin ich mit Euch auf meinem Posten geblieben. Die Tapfern laufen nicht davon, sie wissen auf ihrem Posten zu sterben."

Ein andrer Adjutant meldete jetzt den Herzog von Vicenza, welcher mit dem Tractat von Fontainebleau von Paris zurückkehrte.

Der Kaiser trat Caulaincourt hastig entgegen. Sein Blick war niederschmetternd.

„Ich habe Ihnen," sprach er, „binnen vierundzwanzig Stunden sieben Couriere geschickt, daß Sie mir meine Abdankung zurückschicken sollen. Ich unterschreibe keinen Contract, der mit ekelhaften Geld-

stipulationen zusammenhängt. Das ist unter meiner Würde. Ich bin besiegt, ich weiche dem Waffenglück. Ein bloßes Cartel ist hinreichend. Ich verlange blos, nicht als Kriegsgefangener behandelt zu werden. Bringen Sie mir meine Abdankung zurück?"

„Sire," erwiederte der Herzog von Vicenza, „ich bitte Ew. Majestät, mich anzuhören, bevor Sie mir Vorwürfe machen. Es stand nicht mehr in meiner Gewalt, Ihnen die Acte Ihrer Abdankung zurückzuschicken. Es war mein erstes Geschäft in Paris, sie den verbündeten Monarchen zu übergeben, damit alle Feindseligkeiten aufhörten. Sie hat den Unterhandlungen über den Friedensvertrag zur Grundlage gedient. Auch ist das officielle Document der Abdankung Ew. Majestät bereits in den Journalen erschienen."

„Was kümmert das mich," entgegnete Napoleon hastig, „ob man sie bekannt gemacht oder nicht, ob man sie in die Journale eingerückt hat. Ich mag nicht in diesen Formen unterhandeln."

Caulaincourt erschöpfte sich, den Kaiser von Allem, was in Paris vorging, mit Genauigkeit zu unterrichten. Er verbarg ihm sogar nicht, daß man Mordanschläge auf seine Person befürchtete. Er rief ihm ferner die Gesinnung und Stimmung aller derer in's Gedächtniß, welche ihn hauptsächlich zu seiner Abdankung vermocht hatten. Es war Alles vergeblich. Napoleon's fortwährende Antwort war: „Ich unterzeichne nicht. Ich mag von keinem Vertrage wissen."

Ein Theil des Tages geht unter diesen peinlichen Debatten vorüber.

Während dieser Zeit entsteht großer Aufruhr im Schlosse. Der zu dem Zimmer des Kaisers führende Salon ist überfüllt von Gruppen, welche sich über die von Paris angelangten Nachrichten unterhalten. Man

ist außer sich, daß Napoleon den Friedensvertrag noch nicht unterzeichnet hat, da man Alles als abgemacht betrachtet. Worauf wartet er noch? fragt man. Jedesmal, wenn die Thür des Kabinets sich öffnet, erblickt man Köpfe, die sich vorbeugen. Man drängt sich so viel als möglich, um Alles, was beim Kaiser vorgeht, zu beobachten. Das Asyl des Unglücks wird durch die elende Neugier der Höflinge entweiht.

Als Caulaincourt den Kaiser verlassen, hatte er den Vertrag, welchen er im Namen Napoleon's, auf die Abdankungsurkunde desselben gestützt, mit den Verbündeten abgeschlossen, auf dem Bureau des kaiserlichen Cabinets zurückgelassen. Es war ihm nicht einmal gelungen, den Kaiser zu vermögen, ihn ganz zu durchlesen.

Dieses wichtige unter dem Namen des „Tractats von Fontainebleau" bekannt gewordene Document, sicherte dem Kaiser Napoleon Rang, Titel und Ehrenbezeugungen gekrönter Häupter zu. Die Insel Elba ward ihm mit vollen Souverainetätsrechten als Eigenthum abgetreten. In allen Geldverhältnissen waren die Verbündeten den Bevollmächtigten Napoleon's großmüthig entgegen gekommen. Ein Sitz in Italien ward der Kaiserin Marie Louise und ihrem Sohne bestimmt; allen Gliedern der kaiserlichen Familie hatte man Einkünfte zugesichert. Weder die Kaiserin Josephine noch der Prinz Eugen, Napoleon's Stiefsohn, waren vergessen worden. Der Kaiser Alexander trieb die Großmuth so weit, sich mit der kleinen Zahl von Adjutanten, Generalen und Dienern zu beschäftigen, welche Napoleon's militairische Begleiter und seinen Haushalt ausmachten.

Als der Abend hereingebrochen war, begab sich Caulaincourt abermals zum Kaiser. Dieser befand

sich in tiefster Niedergeschlagenheit. Die Aufregung des Tages hatte einer auffallenden Apathie Platz gemacht. Der Herzog von Vicenza bemühte sich, ihn aus diesem Zustande zu reißen. Napoleon antwortete einsylbig, aber seine Seele schien anderswo.

„Sire," beschwor ihn der Herzog, „in des Himmels Namen, im Namen Ihres eignen Ruhmes, fassen Sie einen Entschluß, welcher es sei. Die Verhältnisse erlauben kein Zögern mehr. Sire, ich kann nicht alle Besorgnisse, die mich verzehren, Ihnen mittheilen, aber wenn Caulaincourt, Ihr treuer, Ihr ergebener Freund, Sie beschwört, Sie auf den Knieen anfleht, aus der Lage, in welcher Ew. Majestät sich befinden, sich zu reißen, so müssen wahrhaftig gebieterische Gründe dabei obwalten."

„Aber was wollen Sie denn, daß ich thun soll?" frug Napoleon und sein finstrer Blick ruhte auf dem Herzoge von Vicenza.

Caulaincourt schwieg. Der Kaiser stand auf und ging, die Hände kreuzweis auf den Rücken gelegt, eine geraume Zeit langsam auf und ab. Dann, wie aus einem Traume erwacht, sprach er mit ruhigem Tone:

„Man muß der Sache ein Ende machen, ich fühl' es! — Mein Entschluß ist gefaßt . . . Auf Morgen, Caulaincourt!"

Dem Herzoge von Vicenza fielen diese Worte centnerschwer auf die Brust. Es lag etwas Unheimliches in dem Tone, in welchem sie der Kaiser sprach. Ein unbeschreibliches Angstgefühl überkam den treuen Freund, und als ihm Napoleon seine brennendheiße Hand zum Abschied reichte, war es ihm, als riefe ihm eine Stimme zu, daß er den großen Unglücklichen in dieser Nacht nicht allein lassen sollte. Nur mit

schwerem, schwerem Herzen und nach langem Zögern entfernte sich der Herzog.

Immer stiller und dunkler wird die Nacht. Das Schloß von Fontainebleau ruht in tiefer Finsterniß. Selbst der schwache Lichtschimmer im Gemache Napoleon's ist erloschen. Alles scheint erstorben und im Schlafe des Todes begraben.

Die Thurmuhr hebt aus und verkündet die zweite Stunde des Morgens. Da sieht man plötzlich ein helles Licht auf der einen Gallerie. Die öde Stille wird durch Schritte unterbrochen, welche die langen Gänge des Schlosses entlang eilen. Lakaien rennen auf nieder. Die Kerzen in den innern Gemächern werden angezündet. Die Kammerdiener sind auf den Beinen. Man klopft an die Thüre des Doctor Iwan. Man weckt den Großmarschall Bertrand, man eilt nach dem Herzog von Bassano, der in der Canzlei wohnt. Der Kammerdiener Constant steht an Caulaincourt's Thüre und ruft ununterbrochen im Tone der höchsten Angst, daß der Herzog zum Kaiser kommen möchte, welcher dringend nach ihm verlange.

Caulaincourt, der in unruhigen Träumen gelegen, springt eiligst auf. Eine furchtbare Ahnung durchbohrt sein Innerstes. Ehe fünf Minuten vergehen, befindet er sich am Bett des Kaisers. Sein Vorgefühl hatte ihn nicht betrogen. Welcher Anblick ward dem zum Tode erschrockenen Freunde! Napoleon rang mit den heftigsten Convulsionen und schien auf dem Punkt, das Leben auszuhauchen. Sein Gesicht bedeckte eine gelbliche Blässe, die Lippen waren krampfhaft verzogen, ein leichter Schweiß stand auf seiner Stirn, die Augen waren erloschen.

Caulaincourt ahnte die Ursache von des Kaisers

fürchterlichem Zustande, aber er vermochte nicht, ihn deshalb zu befragen.

Der Doctor Iwan zupfte den Herzog am Arm.

„Herr Herzog,“ sprach er leise und dringend, „er ist verloren, wenn er nicht trinkt. Er verweigert Alles ... Er muß aber durchaus trinken ... Um Gottes Willen, suchen Sie ihn zu vermögen, daß er trinkt!“

Caulaincourt entriß auf diese Worte dem Doctor die Tasse; es war Thee und bot sie dem Kaiser dar. Dieser stieß sie zurück.

„Ich sterbe, Caulaincourt,“ sprach er mit matter Stimme in abgebrochenen Sätzen, „ich empfehle Ihnen meine Frau und mein Kind ... Vertheidigen Sie mein Andenken ... es war nicht möglich ... ich konnte das Leben nicht länger ertragen.“

Der Herzog von Vicenza konnte vor Schmerz nicht reden. Immer bot er dem mit dem Tode ringenden die Tasse wieder an und immer wieder stieß dieser sie zurück.

„Lassen Sie ab, lassen Sie ab!“ sprach er mit sterbender Stimme.

„Sire,“ rief der treue Caulaincourt außer sich, „im Namen Ihres Ruhms, im Namen Frankreichs verzichten Sie auf einen Ihrer unwürdigen Tod!“

Ein tiefer Seufzer entschlüpfte des Kaisers keuchender Brust.

Der Herzog von Vicenza war am Bette niedergesunken.

„Sire,“ rief er in flehendem Tone, „erhält Ihr Caulaincourt diese Gnade nicht?“

Er sprang wieder auf und beugte sich über Napoleon; seine Thränen rannen unaufhörlich. Von Neuem drang er in den Kaiser, zu trinken. Dieser

schaute mit einem unbeschreiblichen Blicke zu dem treuen Freunde auf. Der treue Freund ließ nicht nach. Endlich trank der Kaiser.

Ein Erbrechen, von heftigen Krämpfen begleitet, stürzte Alle in tödtliche Angst. Nur Iwan's Stirn entwölkte sich.

Erschöpft und fast leblos war Napoleon auf das Kopfkissen zurückgesunken.

„Aber er muß noch immer trinken," fuhr Iwan fort, „er ist verloren, wenn er nicht trinkt."

Wieder begann Caulaincourt sein flehendes Bitten. Der Kaiser widerstand abermals; indeß gelang es endlich doch, ihn zu wiederholtem Trinken zu vermögen. Neues Erbrechen hatte einige Erleichterung zu Folge. Die Magenkrämpfe verminderten sich, die Glieder nahmen wieder Gelenkigkeit an, die Gesichtszüge traten in ihre harmonische Form zurück. Napoleon war gerettet.

Während des zweistündigen Todeskampfes entschlüpfte seinem Munde keine Klage, kein Seufzer. Er erstickte den Schrei, den ihm die furchtbarsten Schmerzen entrissen, indem er ein Taschentuch zwischen die Zähne gepreßt hatte.

Endlich trat einige Ruhe ein. Napoleon schlummerte. Während dessen erzählte Constant den Hergang des schrecklichen Ereignisses.

„Ich vernahm," sprach er, „vor ungefähr zwei Stunden plötzlich ein Geräusch in des Kaisers Zimmer. Ich eilte herbei und fand ihn in den heftigsten Convulsionen liegend, das Gesicht in das Kopfkissen gedrückt, um sein Schreien zu ersticken. Alle Hülfe, die ich ihm zu reichen bemüht war, wies er zurück. In meiner Angst weckte ich nun den Doctor Iwan. Als der Kaiser diesen gewahrte, rief er:

„Iwan, die Dosis war nicht stark genug.“ Hier erst erhielten wir Gewißheit, daß er sich vergiftet habe. Darauf verlangte er mit schwacher Stimme nach dem Herzoge von Vicenza.

Besorgt über die Folgen, welche die Wirkung des Giftes auf die Gesundheit des Kaisers haben konnte, wandte sich Caulaincourt, um den Doctor Iwan, den er noch im Zimmer glaubte, zu befragen. Dieser war verschwunden. Man suchte ihn, aber fand ihn nirgends. Später erst ergab es sich, daß Iwan, erschrocken über die Verantwortlichkeit, welche die Worte des Kaisers „die Dosis war nicht stark genug,“ auf ihn werfen könnten, das erste beste gesattelte Pferd, das er im Schloßhofe gefunden, bestiegen und nach Paris gesprengt war. Er ließ sich auch in der Folge nicht wieder blicken.

Mit dem Gifte selbst, das der Kaiser genommen, hatte es diese Bewandtniß. Zur Zeit seines Rückzugs aus Rußland war Napoleon besorgt gewesen, sich für mögliche Fälle ein Mittel zu verschaffen, um nicht lebend dem Feinde in die Hand zu fallen. Er hatte sich daher von seinem Wundarzte Iwan ein mit Opium vermischtes Gift bereiten lassen, das er in einem Beutelchen während der ganzen Zeit der Gefahr am Halse trug. Seitdem war dieses Gift in einen geheimen Fache seines Reisekästchens aufbewahrt worden. Es hatte aber durch die Länge der Zeit an Kraft verloren. Darum konnte der Kaiser noch gerettet werden.

Von Nervenzufällen gepeinigt, genoß Napoleon keines ruhigen Schlafs. Caulaincourt hatte sich in einen Armstuhl geworfen, welcher dem Bette gegenüber stand. Die Reihe von Unglücksfällen, die er im Laufe eines Monats erlebt. zogen an seinem Geiste

vorüber. Die jüngste Nacht hatte diesen Schrecknissen die Krone aufgesetzt.

Da lag wenig Schritte vor ihm ein großer vom Throne gestürzter Monarch, der seine Krone in's Grab legte, in den einzigen Zufluchtsort vor Beschimpfungen, die sein tapfres Schwert nicht mehr zu rächen vermochte. Ja, dieses war der Gedanke Napoleon's gewesen. Er hatte den Vertrag mit dem Tode dem Vertrage, den ihm der Fremde bot, vorgezogen.

Der Kaiser erwachte. Caulaincourt trat an sein Bett. Die Dienerschaft entfernte sich. Napoleon's eingesunkene matte Augen schienen die Gegenstände, die ihn umgaben, zu suchen und zu erkennen. Eine ganze Welt von Qualen offenbarte sich in diesem Blicke, in diesem unbestimmten verzweiflungsvollen Blicke.

Nach einiger Zeit ward sein Auge milder. Die Ruhe einer stillen Ergebung breitete sich über sein Antlitz.

„Gott hat es nicht gewollt," sprach er, „ich sollte nicht sterben. Es sei!"

„Sire," ermahnte der Herzog von Vicenza, „Ihr Sohn, Frankreich, wo Ihr Name ewig leben wird, legen Ihnen die Pflicht auf, das große Unglück zu ertragen."

„Mein Sohn! mein Sohn!" rief Napoleon durch den Gedanken an diesen von Neuem auf das Schmerzlichste gerührt, „welches Erbtheil hinterlass' ich ihn! — Dieses als König geborene Kind — heute ohne Vaterland! Warum ließ man mich nicht sterben!"

Thränen erstickten seine Worte.

Welch' eine Scene. Napoleon vergiftet, weint über die Zukunft seines einzigen Kindes! Napoleon,

jener Herrscher, dessen Gewalt sich vor anderthalb Jahren noch von Nord bis Süd erstreckte! Napoleon, jener Riese der Feldlager, der seine Adler auf alle Hauptstädte Europa's pflanzte!

„Sire," sprach Caulaincourt, „Sie dürfen so nicht sterben. Frankreich muß Sie lebend beweinen."

„Frankreich?" frug der Kaiser. „Es hat mich verlassen. Und Sie, Caulaincourt, hätten an meiner Stelle gethan, was ich that. Als Alles mir zulächelte, habe ich da nicht oft auf den Schlachtfeldern dem Tode Trotz geboten?"

„Ohne Zweifel," gestand der Herzog von Vicenza, „sind die Umstände, in welchen sich Ew. Majestät befinden, im höchsten Grade beklagenswerth, aber —"

„Es ist nicht der Verlust des Thrones," unterbrach Napoleon, „der mir das Dasein unerträglich macht. Meine militairische Laufbahn gnügt mir und — eine Lorbeerkrone ist weniger zerbrechlich als die Krone von Diamanten. Aber wissen Sie, was schwerer zu ertragen ist, als die Unfälle des Geschicks? Wissen Sie, was das Herz zermalmt? Es ist die Gemeinheit, die schändliche Undankbarkeit der Menschen. Vor den Erbärmlichkeiten derselben, vor der Unverschämtheit ihres Egoismus, habe ich das Haupt mit Ekel abgewendet, und habe das Leben verabscheut. Der Tod ist die Ruhe . . . Was ich in den letzten zwanzig Tagen gelitten habe, kann nicht begriffen werden."

In diesem Augenblicke schlug die Stutzuhr die fünfte Stunde des Morgens. Die Strahlen der aufgehenden Sonne, die durch die Vorhänge mit strahlendem Roth schimmerten, stärkten das strenge und ausdrucksvolle Antlitz Napoleon's mit kräftigern Tönen. Es lag in diesem Manne so viel Größe, so

viel Gewalt, daß es unmöglich schien, als könne er anders als durch einen Blitzstrahl vernichtet werden.

Napoleon erhob sich, ergriff den Vorhang, warf ihn zurück und stützte sich mit dem Ellenbogen auf das Kopfkissen.

„Caulaincourt," sprach er, mit der Hand seine Stirn berührend, „in diesen letzten Tagen hatte ich Augenblicke, wo ich glaubte, ich würde wahnsinnig werden. — Der Wahnsinn ist die letzte Stufe menschlicher Verdorbenheit — Tausendmal lieber sterben!"

„Sire," tröstete der Herzog von Vicenza, „verscheuchen Sie dergleichen schreckliche Gedanken. Ihre so reiche Organisation wird sich nie schwächen. Ihr Muth muß Ihrem Ruhme gleichkommen und das Geheimniß der vergangenen Nacht soll nicht über diese Mauern kommen."

„Ich begreife Sie," sprach Napoleon; „wenn ich mich dazu verstehe, fortzuleben, so heißt das eben so viel als mich namenloser Qual preisgeben. Gleichviel, ich werde sie zu ertragen wissen!"

Nach einigem Nachdenken fuhr er fort:

„Ich werde heute unterzeichnen. Ich befinde mich jetzt wohler, mein Freund. Gehen Sie auch zur Ruhe, armer Caulaincourt!"

Er wünschte allein zu sein, um in der Stille und Einsamkeit die Energie, deren er zur Vollziehung des Opfers bedurfte, wieder zu gewinnen. Der Herzog von Vicenza entfernte sich. Erst um zehn Uhr Vormittags ward er wieder zum Kaiser gerufen.

Napoleon war aufgestanden und vollkommen angekleidet. Sein Gesicht war etwas verstört; aber er hatte seine Herrschaft über sich selbst wiedergewonnen

und in seiner Haltung verrieth Nichts die Convulsionen seiner Seele.

Er besprach sich mit dem Herzog über mehre Bestimmungen des Vertrags.

„Diese Klauseln da, Geldstipulationen betreffend," sprach er, „demüthigen mich. Man muß sie ausstreichen. Ich bin nichts mehr als ein Soldat. Ein Louis täglich genügt."

Endlich gab Napoleon nach und bequemte sich zur Bestätigung des Vertrags, dieses letzten Kettengliedes, das ihn noch an die Souverainetät, die er mit so vielem Glanze geübt, knüpfte.

„Jetzt," sagte er rasch und kurz, „beschleunigen Sie den letzten Abschluß, bringen Sie den Vertrag in die Hände der Verbündeten. Sagen Sie, Caulaincourt, sagen Sie ihnen in meinem Namen, daß ich mit dem siegreichen Feinde unterhandle und nicht mit jener provisorischen Regierung, in der ich nur ein Comité von Rebellen und Verräthern erblicke."

Die beiden Bevollmächtigten Ney und Macdonald wurden jetzt in das Zimmer des Kaisers gerufen. Er unterzeichnete in ihrer Gegenwart den Vertrag. Sein Sturz war vollzogen. Von dem allmächtigen Monarchen blieb Nichts übrig als der — unsterbliche Mann.

Viertes Kapitel.

Abseits der sanftströmenden Loire in düstrer, menschenleerer Gegend ragten die Zinnen und Mauern der ehemaligen Raubburg Saintcroix trotzig in die blaue Frühlingsluft empor. Die alte Veste, welche manches Jahrhundert über die bemoosten Scheitel dahin ziehen sah, hatte sich ziemlich gut erhalten. Ein Zufall hatte es gewollt, daß die Revolution der neunziger Jahre, welche über die meisten Burgen und Schlösser Frankreichs ein nicht minder furchtbares Gericht gehalten hatte, wie über die Bewohner derselben, spurlos über Saintcroix dahin gezogen war. Wahrscheinlich lag der Grund in der großen Abgelegenheit des Schlosses und in der einsamen und wenig belebten Gegend.

Noch war die Burg mit Zugbrücken, Wassergräben, festen Mauern und Thürmen wohl versehen und befand sich in vollkommenem Vertheidigungszustande.

In der ärmlichen Herberge des kleinen Dorfs, das sich in wenig halbzerfallenen Hütten am Fuße des Schloßbergs hinzog, saßen Eugen und Larose bei einem Schoppen schlechten Landweins. Erstrer war so eben von einer Recognoscirung des Raubschlosses, wo sein Theuerstes auf Erden gefangen gehalten wurde, zurückgekehrt. Er hatte sich überzeugt, daß mit Gewalt hier nichts auszurichten sei, obschon sechs alte Kaisergardisten, die, um kein Aufsehen zu erwecken, verkleidet in der Gegend umherschlichen, auf den ersten Wink zu seinem Beistande bereit waren. Man beschloß also, seine Zuflucht zur List zu nehmen.

„Es bleibt nichts übrig," sprach der Jüngling zu

seinem Begleiter, „als daß ich meine frühere Idee in's Werk führe und mich verkleidet in's Schloß schleiche. Bin ich einmal darin, öffne ich Euch bald das Thor; und wenn die Schurken sich zur Wehr setzen, schlagen wir sie ohne Weiteres zu Boden."

„Laßt mich das Wagstück unternehmen," bat der Vater Valerien's, „wenn ich auch dabei zu Grunde gehe; was liegt an mir, werden doch die Meinigen gerettet, die sich ja dann unter Eurem Schutze befinden."

Kaum waren diese Worte gesprochen, als an dem niedern Fenster das behaarte Antlitz eines alten Gardisten sichtbar ward. So wie dieser Eugen erschaute, winkte er und verschwand wieder.

Auf dieses Zeichen verließen die Beiden sogleich die Wirthsstube und folgten in einiger Entfernung dem Grenadier, welcher dem nahen Gehölze zuschritt. Erst als sie in die Mitte des Waldes gekommen waren, wo sie von Niemandem beobachtet werden konnten, erreichten sie den Vorangeschrittenen.

„Wir sind in Ordnung," sprach hier Victor, dies war der Name des Gardisten; „dort auf der Landstraße naht ein Wagen, welcher Mundvorrath in das Teufelsnest führt. Carriere, dem's an Mundwerk und List nicht gebricht, ist dem Kärner bereits ein großes Stück Weges entgegen gegangen; er wird dessen Vertrauen gewinnen und sich Eingang in die Burg zu verschaffen wissen. So wie das Fuhrwerk unter dem Fallthore dahin fährt, haut er die Stränge durch, das Loch ist offen und das Nest unser. Ferrand und Lyon halten in der Felsengrotte rechter Hand für uns die Waffen bereit; die Uebrigen stehen wohlpostirt und können beim ersten Zeichen hervor brechen."

Eugen und Larose reichten dem Gardisten dank-

bar die Hand, und alle drei schlichen bis an den Saum des Waldes, von wo sie den langsam daher kommenden Frachtwagen beobachten und unbemerkt bis zur Burg verfolgen konnten.

Carriere, der sich dem Fuhrmann für einen Spielmann aus Poitiers ausgegeben und zum Beweis bereits mehre lustige Stückleins auf einer Art Clarinette aufgespielt hatte, schien sich die vollkommene Gunst des Victualienhändlers erworben zu haben. Die Beiden kamen im vertraulichsten Gespräche des Wegs daher. Oft hörte man den Fuhrmann laut auflachen, wahrscheinlich unterhielt ihn der verschmitzte Gardist mit drolligen Anecdoten und Schwänken.

Das Fuhrwerk war jetzt bis an den Fuß des Schloßbergs gelangt, als Carriere dem Kärner die Hand zum Abschied reichte.

„Wie?“ frug dieser, „lustiger Schelm, wolltet Ihr nicht übermorgen mit mir zurückfahren nach der Loire?“

„Wohl wollte ich das,“ erwiederte der verkappte Gardist; „aber wo soll ich bleiben unterdeß? Im Schloß würden sie Augen machen über den armen Spielmann; wohnen gar vornehme Leute darin, könnte leicht von den Hündleins hinausgehetzt werden.“

„Possen,“ lachte der Fuhrmann, „muß das besser wissen, kehre aller vierzehn Tage hier ein. Sind gar lustige Leute drin, liederliche Dienerschaft des gnädigen Herrn Grafen, die einem Spielmann nichts zu Leide thun, wenn er brav aufspielt. Euer Magen kann sich freuen. Bringe fette Bissen in die Küche. Fällt auch für Euch was ab, so Ihr's recht anfangt.“

„Nun,“ gegenredete Carriere, „auf Eure Verantwortung. Ich fürchte nur, mein Rücken wird's zu büßen haben.“

Das Fuhrwerk war jetzt an der Zugbrücke ange-

langt. Der Kärner legte einen Finger zwischen die Zähne und pfiff so durchdringend, daß es rings in den Bergen wiederhallte. Dabei knallte er energisch mit der Peitsche.

Auf dieses Signal ward alsbald ein listiges Domestikengesicht am Thore sichtbar, das zu einem kleinen Fenster herausschaute.

„Margot, seid Ihr's?“ frug der Schloßbewohner.

„Allerdings, Etienne,“ war die Antwort, „bringe Naschhaftes für Küche und Keller. Der gnädige Herr Graf hat guten Einkauf gemacht in Paris.“

„Wen bringt Ihr da mit?“ frug der Thorhüter weiter, „Ihr wißt, daß der Eintritt blos Euch für Eure Person gestattet ist.“

„Oeffnet getrost,“ beruhigte Margot, „es ist ein armer Schlucker, ein verhungerter und verdursteter Spielmann aus Poitiers, pfeift nach Noten und Ihr tanzt gern mit der flinken Barbara darnach.“

Es waren jetzt Mehre der Dienerschaft des Grafen Brienne an der Pforte erschienen. Man debattirte, ob der Spielmann mit einzulassen sei oder nicht. Endlich siegte die Mehrheit, welche mit der weiblichen Dienerschaft in Abwesenheit des Grafen ein Tänzchen zu machen wünschte. Der herbeigekommene Major-Domus gab seine Einwilligung, die Zugbrücke that sich nieder und das Thorgitter ward aufgezogen.

„Hab' ich's Euch nicht gesagt,“ sprach Margot zu Carriere, indem er sein Gespann antrieb, „sind lustige Häuser, die einen ehrlichen Spielmann nicht fürbaß ziehen lassen.“

Das Fuhrwerk bewegte sich vorwärts, fuhr über die Zugbrücke und gelangte unter das Thor. Hier benutzte Carriere den günstigen Augenblick, schnitt mit wunderbarer Behendigkeit die Stränge durch und

stürzte mit Riesenkraft den ganzen nicht gar zu schweren Karren über den Haufen. Zugleich blitzte seine bis dahin sorgfältig verborgene Klinge lustig im Sonnenlicht und flammte unter der erschrockenen Dienerschaft umher.

„Verrath! Verrath!" schrie es von allen Seiten, „nieder mit dem Banditen!" Die Dienerschaft sammelte sich. Vom Schloßhofe daher stürmten Bewaffnete. Mehre Schüsse fielen.

„Die Zugbrücke auf! Das Thor nieder!" commandirte der Major-Domus; aber das war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Das gerade unter dem Thore umgestürzte Fuhrwerk mußte erst hinweggeräumt werden.

Carriere kämpfte wie ein Löwe. Mehre der Diener taumelten von seinen Streichen getroffen hier und da auf den Boden. Aber bald ward die Uebermacht zu gewaltig. Er mußte sich bis unter das Thor zurückziehen. Hier, den Rücken durch das Fuhrwerk gedeckt, vertheidigte er sich gegen die Schloßbewohnerschaft, die immer heftiger auf ihn eindrang.

Schon blutete der Brave aus mehrern Wunden. Eine Kugel hatte ihm den linken Arm verwundet. Schon hielt er sich für verloren, da ertönte freudiges Siegesgeschrei in seinem Rücken. Die Grenadiere Napoleon's, Eugen an der Spitze, eilten im gestreckten Laufe daher.

„Vive l'empereur!" rief es, und wie eine Gesellschaft gereizter Panther warfen sich die Gardisten auf die Schloßvertheidiger. Es fochten Acht gegen Zwanzig.

Eugen, welcher allein gegen fünf Mann kämpfte, befeuerte die Seinen ununterbrochen durch Zuruf. Aber das bedurfte es bei diesen Männern nicht.

„Wie," rief Victor, „dieses Lumpengesindel wagt

der Garde Napoleon's zu widerstehen? Da soll ein Donnerwetter drein schlagen. Latour, faß' Du dort an, ich hier!"

Mit diesen Worten warf er seinen Säbel hinweg, war im Nu der kleinen Vertheidigungsarmee in der rechten Flanke, unterlief behend den Streichen, packte mit jeder Hand einen der Diener, die den Angriff von dieser Seite nicht erwartet hatten, am Kragen, schlug ihre Köpfe zusammen, und warf sie so energisch auf den gepflasterten Boden, daß ihnen das Aufstehen für eine geraume Zeit verging. Latour folgte Victor's Beispiel auf dem linken Flügel, die übrigen Gardisten durchbrachen das Mitteltreffen, so daß der Rest der Besatzung alsbald die Flucht ergriff und sich in einen festen Thurm flüchtete. Von hier aus begann man zu capituliren.

„Schont unser Leben," sprach der Major-Domus, „und wir wollen Euch alles Gold und Silber ausliefern, so sich in Saintcroix befindet."

„Wir verlangen nicht Euer Gold und Silber," gab Eugen zur Antwort, „setzt augenblicklich die beiden Frauen in Freiheit, die hier widerrechtlich gefangen gehalten werden."

Als der Major-Domus hierauf nicht sogleich eingehen wollte, unter der Entschuldigung, daß in diesem Schlosse keine Gefangenen sich befänden, befahl Eugen, den Thurm anzugreifen.

„Es kommt Keiner lebendig vom Platze," drohte der Jüngling, „wenn die beiden Frauen nicht den Augenblick die Freiheit erhalten!"

Drei Grenadiere trugen jetzt einen Balken herbei, der in der Nähe lag und gebrauchten ihn als Mauerbrecher gegen die Thurmthür. Dumpf donnerte das Holzstück gegen das Thor, dessen Pfosten auch nach mehren Stößen zu weichen begannen.

„Pardon! Pardon!“ tönte es wiederholt im Thurme und zu gleicher Zeit fiel ein großer eiserner Schlüssel herab und eine Stimme rief: „Im Flügel linker Hand, die zweite Thür!“

Eugen bemächtigte sich sogleich des Schlüssels, gebot den Grenadieren bis auf Weiteres, Niemanden aus dem Thurme zu lassen, vom Sturme aber abzustehn. Er eilte hierauf mit Larose nach der bezeichneten Stelle. Niemand begegnete ihnen, denn Alles war zur Vertheidigung der Burg herbeigeeilt. Nur in der Nähe des linken Flügels blickte ganz scheu ein Mädchenkopf hervor.

„Wo ist das Gefängniß der beiden Damen?“ frug Eugen.

„Die zweite Thüre linker Hand,“ war die Antwort.

Bald befand sich Eugen und Larose an derselben. Sie war verschlossen, aber der eroberte Schlüssel paßte. Zitternd öffnete der Jüngling. Man schritt einen langen Gang entlang. Dann führte der Weg eine Treppe tiefer. Endlich erreichten die Beiden eine kleine mit Eisen beschlagene Thür. Eugen klingte, aber sie war fest verschlossen. Auf wiederholtes Klopfen rief eine unbekannte weibliche Stimme:

„Ach, gnädigster Herr Graf, habt Erbarmen mit dem armen Kinde, Ihr werdet sie tödten, wenn Ihr Gewalt braucht. Sie wird lieber sterben, als Euern Wünschen Genüge leisten.“

„Es ist nicht der Graf,“ antwortete Eugen, „Freunde sind es, welche der Himmel zur Rettung sendet.“

„O, das war eines edeln Menschen Ruf,“ fuhr die weibliche Stimme fort; „aber Ihr täuscht doch die Armen nicht? Wir dürfen Euch vertrauen?“

„Gewiß," drängte Eugen, „die Unglücklichen haben keine bessern Freunde auf Erden."

Auch Larose bat jetzt die Stimme, daß sie öffnen und ohne Furcht sein solle.

Da that sich endlich die Thür auf. Eugen und seine Begleiter traten in ein kleines Vorzimmer. Vor ihnen stand eine Frau, bereits ziemlich in den Jahren und von gutmüthigem Aussehen.

„Wo ist das Fräulein?" frug dringend der Jüngling.

„Pst, Pst," winkte die Alte, „stört die Arme jetzt nicht, sie betet."

„Es ist kein Augenblick zu verlieren," antwortete Eugen, „wir sind zu ihrer Rettung gekommen. Führt uns zu ihr."

Die Alte blickte eine Zeit lang zu dem Jüngling auf.

„Ja," rief sie, „Ihr meint es gewiß gut, Ihr habt ein so redliches Gesicht. Folgt mir."

Wieder ging die Wanderung einen Gang entlang.

„Oeffne, Valli," sprach sie, „gute Freunde wollen mit Dir sprechen."

Erst nach langem Zaudern und nach wiederholten Bitten von Seiten der Alten, schob sich der innere Riegel hinweg und die Thüre öffnete sich.

Da stand Valerie, zwar bleich und leidend, aber in derselben bezaubernden Lieblichkeit wie einst. Kaum erschaute sie ihren Retter, als sie bewußtlos zurücksank.

Der Jüngling fing die Sinkende mit seinen Armen auf und trug die süße Bürde in's Zimmer. Frau Larose, welche ebenfalls herbei gekommen war, that einen lauten Schrei und sank gleichfalls bewußtlos auf einen Stuhl zurück.

Erst nach langem Bemühen gelang es, die beiden

Frauen wieder in's Leben und zum Bewußtsein zurückzurufen. Welch' ein Wiedersehen! Welch ein Entzücken! Immer von Neuem preßte Eugen sein wiedergefundenes und gerettetes Mädchen in seine Arme, während Larose und seine Gattin dem seligen Gefühle des Wiedersehens nach so langer Trennung und so vielen Leiden sich hingaben.

Aus den Erzählungen der beiden Frauen kam das Verbrechen des Grafen von Brienne vollends an den Tag. Nur zu bald war den Armen der schändliche Plan des Verführers klar geworden. Nachdem der Bösewicht alle Mittel der Verführung vergebens angewandt, suchte er seinen Zweck durch Drohungen und Gewalt zu erreichen. Er hatte Mutter und Tochter in eine Art Gefängniß sperren lassen und der Letzteren einen Termin gesetzt, bis zu welchem sie sich entscheiden sollte, entweder als Favoritin das angenehmste Leben an seiner Seite zu führen, oder für immer auf Rückkehr in die menschliche Gesellschaft, auf Freiheit und Lebensglück zu verzichten. Noch drei Tage, wo der Graf seine Rückkehr von Paris hatte ansagen lassen, und der Termin war vorüber. Zum Glück war es den Frauen gelungen, durch eine Freundin in Paris Larose von ihrem Schicksal und Aufenthalt Kenntniß zukommen zu lassen.

Eugen mahnte zum Aufbruch.

In dem kleinen Dorfe Lavillette hatte Victor bereits für einen Wagen gesorgt. Dorthin brachte man die Geretteten. Eugen und Larose nahmen Platz neben Valerien und ihrer Mutter. Auf den Kutschersitz setzten sich zwei Gardisten. So ging die Reise schleunigst dahin auf der Straße von Paris. Vorher hatte Eugen die entwaffnete Dienerschaft von Saintcroix wieder in Freiheit setzen lassen.

Man war bereits bis in die Nähe von Lonjumeaux

gekommen, als ein vierspänniger Reisewagen im schnellen Trabe daher kam. Ein Reiter sprengte voraus. Es war der Italiener Franzesco. Als dieser Eugen erkannte und die zwei verschleierten Damen gewahrte, stutzte er, hielt sein Pferd an, kehrte um und jagte in gestrecktem Galopp zu dem Vierspänner zurück.

„Tod und Teufel!" raunte er dem Grafen Brienne zu, welcher im Wagen saß, „wenn mich nicht Alles trügt, kommen uns Valerie und ihre Mutter entgegen."

Der Graf lächelte ungläubig.

„Das ist nicht möglich," sprach er, „Saintcroix ist zu wohlbefestigt, als daß es von einem Abenteurer überrumpelt werden könnte."

„Möglich oder nicht möglich," erwiederte Franzesco, „aber es ist so. Den Normand hab' ich deutlich erkannt. Der Andere schien der Exsecretair. Auf dem Bocke sitzen zwei verkleidete Soldaten. Graf, ich beschwöre Euch, faßt einen Entschluß, wir dürfen diese Gesellschaft um keinen Preis nach Paris lassen!"

Brienne hatte den Kopf aus dem Wagen gesteckt. Das entgegen kommende Fuhrwerk war bereits ganz nahe. Er erblaßte, als er die beiden Graubärte auf dem Kutschersitze erblickte; doch faßte er sich schnell.

„Ich werde die ganze Sippschaft arretiren," sprach er nach kurzem Besinnen; „der Verhaftsbefehl, den ich mir zur Fürsorge hinsichtlich Eugen Normand's von Talleyrand ausgewirkt habe, soll mir treffliche Dienste leisten."

„Das wird allerdings ohne ein paar blutige Köpfe nicht abgehen," entgegnete Franzesco, „wir sind ihrer Fünf, dort Vier, die sich nicht auf ein bloßes Papier

hin werden gefangen nehmen lassen. Aber unter gegenwärtigen Umständen ist es das Beste."

Der Graf griff nach den zwei geladenen Pistolen, die in der einen Wagentasche befindlich.

„Versucht im Guten auseinander zu kommen," rieth Franzesco.

Der Zweispänner brauste heran.

„Im Namen des Gesetzes," rief Brienne sich mit Würde erhebend, den zwei auf dem Bocke sitzenden Gardisten zu, „befehle ich Euch, zu halten."

„Was will das Heupferd?" brummte Latour und schien von dem Befehle des Grafen nicht die geringste Notiz zu nehmen. Eugen aber gebot, anzuhalten, und frug, was es gäbe?

„Im Namen der provisorischen Regierung," fuhr Brienne fort, „bin ich beauftragt, den Eugen Normand, zeitherigen Ordonnanzofficier des Kaisers Napoleon zu verhaften."

„Wer sind Sie?" frug Eugen und die Zornader trat sichtbar auf seiner Stirn hervor.

„Ich bin der Graf Alphons von Brienne," war die Antwort, „und hier ist der Verhaftsbefehl."

„Ich kenne keine provisorische Regierung, wohl aber einen Schurken, der den Namen Alphons von Brienne führt!"

Kaum hatte Eugen diese Worte gesprochen, als der Graf ein Pistol auf ihn abdrückte; die Kugel pfiff nahe bei seinem Kopfe vorbei.

„Meuchelmörder!" donnerte der Jüngling, sprang mit einem Satze aus dem Wagen und stürmte mit gezücktem Degen auf Brienne. Dieser war gleichfalls vom Wagen gesprungen und hatte seinen Degen gezogen. Die Klingen kreuzten sich.

Eugen, ein äußerst gewandter Fechter, desarmirte sofort den Grafen.

„Du bist nicht werth," rief er zornglühend, „daß sich die Klinge eines ehrlichen Mannes mit Deinem Blute besudle!"

Mit diesem Worte kehrte er seinen Degen um und schlug den Entwaffneten mit dem Degengefäß zu Boden.

„So," fuhr er fort, „müssen Meuchelmörder und Verräther gezüchtiget werden!"

Die drei Diener des Grafen wurden von den beiden Gardisten mit leichter Mühe entwaffnet. Franzesco, als er den unglücklichen Ausgang des Kampfes gewahrte, hatte feiger Weise die Flucht ergriffen.

„Jetzt fort!" gebot Eugen, sprang wieder in den Wagen und dieser brauste die Straße dahin. Es bedurfte geraumer Zeit, ehe sich die zwei Frauen von dem blutigen Schauspiele, das vor ihren Augen vorgegangen war, erholten.

Nach kurzer Fahrt erreichte man unangefochten und wohlbehalten die Barriere von Paris.

Fünftes Kapitel.

Kaum hatte Napoleon seinen Namen unter den Vertrag von Fontainebleau geschrieben, als die Gallerien und Salons, die an des Kaisers Zimmer stießen, immer öder wurden. Ein Großer nach dem Andern ward unsichtbar. Alles eilte, den unglücklichen Mann

zu verlassen und in Paris bei dem neuen Regimente sich seinen Platz und seinen Rang zu bewahren. Die Marschälle hatten ihre ganzen Generalstäbe mit fortgeführt. Der Wind des Unglücks wehte durch die weiten Hallen von Fontainebleau und die vergoldete Menge zerstob. Der gefürchtete Chef, der vor Kurzem nur noch von einem glänzenden Gefolge umgeben einherschritt, der große Monarch, der Könige zu seinen Füßen gesehen, war nur noch ein einfacher Privatmann, enterbt der Freundschaft und Pflege seiner Freunde.

Er hatte sich ganz in einen Winkel des Palastes zurückgezogen und verließ nur selten sein Gemach, um in dem kleinen Garten zwischen der Hirschgallerie und der Kapelle, über welche der junge Frühling sein erstes goldenes Grün geworfen, einsam auf- und abzuwandeln. So oft das Rollen eines Wagens im Schloßhofe hertönte, unterließ er nie zu fragen, ob nicht einer seiner Minister käme, um ihm ein Lebewohl zu sagen. Er erwartete mit voller Sicherheit Molé, Fontanes und so viele Andre, die ihm diesen letzten Beweis von Anhänglichkeit schuldig waren. Es erschien keiner.

Der getreue Maret, der Herzog von Bassano, (Caulaincourt war abwesend) ist der Einzige, welcher bei seinem Gebieter mit unerschütterlicher Standhaftigkeit aushält. Häufig erblickt man die Beiden im Gespräch mit einander. Napoleon bewahrt in solchen vertrauten Unterredungen alle jene Heiterkeit, welche in den schönsten Tagen seines Ruhms auf seinem Gesicht strahlte; und nach dem Betragen des Ministers zu schließen, sollte man nicht glauben, daß diese Tage vorüber sind. Die Achtung, die Aufmerksamkeit, die zarten Rücksichten sind noch dieselben, wie einst.

Es war während einer solchen Unterredung, als Berthier, der Prinz von Neufchatel in's Gemach trat. Seine Haltung ist unsicher, sein Benehmen verräth eine gewisse Verlegenheit. Er stammelt Entschuldigungen und verkündet seine Absicht, nach Paris abzureisen, wo er Papiere in Sicherheit zu bringen habe, die für den Kaiser selbst von Wichtigkeit wären. Seine Gegenwart in Paris sei durchaus nothwendig.

Während er spricht, betrachtet ihn der Kaiser lange mit schmerzlichem Staunen.

„Berthier," spricht er endlich, indem er des Fürsten Hand ergreift, „Berthier, Sie sehen, wie sehr ich des Trostes bedarf und besonders in der Nähe meiner wahren Freunde."

Er betont diese letztern Worte. Berthier antwortet Nichts. Napoleon fährt fort:

„Sie werden Morgen zurückkehren, nicht wahr, Berthier?"

„Gewiß, Sire," erwiedert der Prinz von Neufchatel.

Hierauf verläßt er das Zimmer. Napoleon spricht lange Zeit kein Wort. Der Herzog von Bassano ehrt dieses Schweigen. Aus dem Blicke des Kaisers, der auf dem Fußboden ruht, spricht eine nicht zu beschreibende Trauer. Große Gedanken durchkreuzen seine leidende Seele. Endlich nähert er sich dem Herzoge von Bassano, legt seine Hand auf dessen Arm, den er heftig drückt.

„Maret," spricht er, „er wird nicht wiederkehren."

„Wie?" fragt der Herzog von Bassano, „das könnte Berthier, den Ew. Majestät noch vorgestern so hoch ehrten, indem Sie ihm den Oberbefehl der Truppen abtraten?"

„Er wird nicht wiederkehren," wiederholt Napoleon in einem Tone, welcher dem Herzoge von Bassano die Thränen in die Augen treibt. Hierauf winkt der Kaiser; schweigend verläßt ihn der Minister.

Erschöpft sinkt Napoleon auf einen Armstuhl und bedeckt lange Zeit sein Gesicht mit beiden Händen.

Da nahen sich Schritte. Es ist Caulaincourt, welcher von Paris zurückkehrt.

Der Kaiser erwacht aus seinen schmerzvollen Träumen, wendet den Kopf und als er den Getreuen erblickt, erhellt ein Blick der Freude sein Gesicht. Er erfaßt die Hand des Eingetretenen:

„Ist Alles bereit zu meiner Abreise?" fragt er.

„Sire," antwortet der Herzog von Vicenza mit mühsam unterdrücktem Schmerze, „es ist Alles bereit."

„Das ist gut," fährt der Kaiser fort. — „Mein guter Caulaincourt, Sie versehen bis an's Ende den Großstallmeisterdienst um meine Person. Wissen Sie, daß Berthier abgereist ist? Berthier abgereist, ohne mir ein Lebewohl zu sagen?"

Eine lange Pause erfolgte. Der Herzog von Vicenza wußte nichts zu erwiedern.

Napoleon sprach hierauf mit Würde von dem Benehmen der Großofficiere des Reichs in diesen letzten Tagen.

„Ich bin tief gedemüthigt;" sprach er, „Männer, die ich so hoch erhoben in den Augen Europa's, würdigen sich so herab. Was ist aus dem Ruhmglanze, mit dem sie dem Auslande imponirten, jetzt geworden? Was sollen die Herrscher von den Notabilitäten meiner Regierung denken?" —

Nach einer kurzen Pause setzte er bitter lächelnd hinzu: „Und gleichwohl mag ich machen, was ich will, dies Frankreich ist noch immer mein, Alles, was

dasselbe entblättert, ist ein Schimpf, der mir angethan wird. Ich hatte mich mit ihm verschmolzen."

Napoleon trat nach diesen Worten an einen Tisch, worauf ein Haufen Pariser Zeitungen lag. Fast alle waren voller Schmähungen gegen seine Person.

„Da sehen Sie," sprach er lächelnd, „so sind die Menschen; wenn ich so viele Fehler und Verbrechen während meiner Regierung beging, wie diese Zeitungschreiber besagen, warum machte man mich nicht früher darauf aufmerksam? Ich habe dem gerechten Tadel nie mein Ohr verschlossen. Doch dies hätte sein mögen; wenn sie es nicht wagten, mich zu tadeln, so waren sie doch nicht gezwungen, mich zu loben und fortwährend nur mit Schmeicheleien zu überschütten, wie sie gethan haben. Warum schwiegen sie nicht lieber? Das Schweigen der Völker ist die Lehre der Könige."

Der Kaiser nahm ein Zeitungsblatt in die Hand.

„Da ist ein Artikel," fuhr er fort, „worin ich neben Nero und Caligula gestellt werde; er übertrifft an Gehässigkeit alle übrigen und ist mit Lacretelle unterzeichnet. Ich kenne Zwei dieses Namens. Ist er der meinige, der diese Schmähschrift verfaßt hat?"

Der Herzog von Vicenza vermochte ihm hierüber keine Auskunft zu geben.

„Gehen wir ein wenig in den Garten, Caulaincourt, die Wände sind mir beengend; was haben Sie für Nachrichten über meine Familie?"

„Ihre Majestät die Kaiserin," berichtet der Gefragte, „ist dem Wunsche ihres Vaters gemäß, mit ihrem Sohne nach Wien unterwegs. Mehre ihrer Palastdamen begleiten sie."

„Caulaincourt," frug hier Napoleon und seine Stimme zitterte, „in welchem Criminalcodex irgend

einer Nation haben Sie gelesen, daß man die Gattin von dem Gatten, das Kind von seinem Vater trennt? Doch weiter!"

„Die Kaiserin Mutter," fuhr Caulaincourt fort, „ihr Bruder, der Kardinal, haben Orleans verlassen und den Weg nach Rom eingeschlagen. Der Prinz Ludwig ist nach der Schweiz abgereist. Die Prinzen Joseph und Hieronymus stehen im Begriff, denselben Weg zu nehmen."

„Ist es doch," sprach der Kaiser, „als habe ein Blitzstrahl in meine Familie geschlagen!"

Er ging einigemal mit schnellen Schritten im Zimmer auf und ab; dann fuhr er fort:

„Kommen Sie in den Garten, Caulaincourt."

Als die Zwei das Gemach verlassen, und die Hirschgallerie entlang wandelten, trat ein Cürassier der alten Garde, der schon lange auf den Kaiser gewartet zu haben schien, salutirend in den Weg.

„Was willst Du?" frug Napoleon.

„Mein Kaiser, ich verlange Gerechtigkeit von Ihnen," erwiederte der Veteran mit bittendem Tone.

„Was hat man Dir gethan?"

„Man thut mir schreiendes Unrecht," fuhr der Cürassier fort. „Ich habe zwei und zwanzig Jahre Dienst von sechs und dreißig Altersjahren; ich bin decorirt — hier schlug er sich auf seine breite Brust — und ich stehe nicht auf der Reiseliste. Ich werde unter den Privilegirten eine leere Stelle machen. Das geht nicht so ab."

„Du hast also große Lust, mit mir zu gehen?"

„Das ist keine Lust, mein Kaiser," erwiederte der Schnauzbart; „es ist mein Recht, meine Ehre, die ich fordere."

„Hast Du auch überlegt," frug Napoleon, und

in seinen Worten lag ein bezauberndes Wohlwollen, „daß Du Frankreich, Deine Familie verlassen, auf Vorrücken Verzicht leisten mußt? Du bist Maréchal de logis.“

„Ich schenke Ihnen mein Avancement,“ sprach der Gardist, „ich habe meine Galons und mein Kreuz — das genügt mir. Das Uebrige kann ich entbehren. Zu dieser Stunde ist für unser Einen das Land das Regiment; unser Kirchthurm die Fahne. Und was die Familie anlangt, sind Sie schon seit zweiundzwanzig Jahren meine Familie, Sie, mein General. Ich war Trompeter in Aegypten, wenn Sie sich erinnern.“

„Nun gut,“ sprach Napoleon, „Du sollst mit mir kommen, Kind; ich werde das anordnen.“

„Dank, Dank, mein Kaiser!“ rief der Veteran, „ich hätte ein Unglück angerichtet, das ist gewiß.“ Der Brave entfernte sich mit glücklicher und stolzer Miene.

„Das gleicht Alles aus! Caulaincourt,“ sagte der Kaiser tief bewegt; „ich darf nur vierhundert Mann mit mir nehmen und meine brave Garde will sammt und sonders mir folgen. Jeder von diesen Höflingen da wetteifert im listigen Auffinden eines Grundes, sei es Dienstalter, sei es die Anzahl seiner Armstreifen, das ihn berechtigt, Brot und Boden der Verbannung mit mir zu theilen. Brave, brave Leute! Warum kann ich Euch nicht Alle mitnehmen!“

Kaum waren die Zwei eine Zeit lang im Garten auf- und abgewandelt, als sich der Obrist Montholon anmelden ließ, der an die Oberloire geschickt worden war, um über den Zustand dieser Gegend Bericht zu erstatten.

Napoleon befahl, den Obristen vorzulassen.

Derselbe erschien und entwarf ein begeisterndes Gemälde über den trefflichen Geist der Bewohner und der verschiedenen Armeecorps. Er schlägt dem Kaiser vor, sich nach Rouanne oder Moulins zu begeben, wo er von zehntausend erlesenen Truppen mit Jubel empfangen werden würde. Er versichert, daß, wenn man den Weg über die Gebirge nähme, Napoleon die Corps der Marschälle Augereau, Soult und Suchet leicht an sich ziehen und an der Spitze von hunderttausend Mann stehen könne.

„Sire," ruft er, „noch gebieten Sie über furchtbare Streitkräfte, die Feinde und Verräther zu zerschmettern."

Das Auge des Kaisers ruht mit Wohlgefallen auf dem begeisterten Sprecher. Ein Lächeln spielt über sein Antlitz.

„Es ist zu spät, mein Freund," spricht er endlich, „ich habe abgedankt, und nichts in der Welt könnte mich bewegen, die Fackel des Bürgerkriegs über Frankreich zu schleudern. Aber was Sie mir vorzuschlagen gekommen sind, werde ich Ihnen nie vergessen, hören Sie, niemals.

„Es ist zu spät," fuhr er nach einer Pause fort, „sie haben es nicht gewollt."

Er unterhielt sich hierauf noch eine lange Zeit mit Montholon. Als dieser sich entfernt hatte, wandte sich der Kaiser wieder zu dem Herzog von Vicenza.

„Caulaincourt," frug er, „so ist Alles zur Abreise fertig?"

Der Gefragte bejahte schweigend.

„Morgen Mittag steige ich in den Wagen," setzte er kurz hinzu.

Caulaincourt beobachtete lange Zeit ein schmerz-

volles Schweigen. Sein Blick begegnete dem des Kaisers, der auf ihn gerichtet war.

„Caulaincourt," sprach Napoleon, dem getreuen Freunde die Hand reichend, „wir hätten uns nie verlassen sollen."

„Sire," rief der Herzog von Vicenza, der seinen Schmerz jetzt nicht länger zurückzuhalten vermochte, „ich bleibe bei Ihnen. Frankreich ist mir verhaßt, ich finde nur Ruhe und Trost bei Ew. Majestät."

Der Kaiser schüttelte wehmüthig lächelnd das Haupt.

„Nein, Caulaincourt," sprach er mild, „Sie dürfen Frankreich nicht verlassen. Sie sind mir hier nützlicher als auf Elba. Wer würde sich mit den Interessen meiner Familie, mit denen meiner treuen Diener befassen? Wer vertheidigt die Sache jener tapfern und treuergebenen Polen, die in hundert Schlachten für mich geblutet, und deren ehrenvolle Dienste der Neunzehnte Artikel des Vertrags gewährleistet? Bedenken Sie wohl! Es ist für Frankreich, für mich, für uns alle eine Schmach mehr, wenn die Interessen der Polen nicht unwiderruflich gesichert wären.

„Dem Rechte gemäß," fuhr der Kaiser nach einer Pause fort, „das mir der Neunte Artikel gibt, habe ich einen Etat anfertigen lassen und die Summen festgesetzt, mit denen ich meine Garden, meinen Civil- und Militairstaat und meine Dienerschaft beschenken will. Treue und Bravheit können nicht mit Geld belohnt werden; aber jetzt ist dies Alles, was ich geben kann. Sagen Sie ihnen ja, Caulaincourt, es sei ein Andenken, das ich jedem Einzelnen, es sei eine Bescheinigung treuer Dienste, die ich ihnen hin-

terließe. Wachen Sie darüber, daß alle diese Verfügungen pünktlich vollzogen werden."

Der Herzog von Vicenza mußte die Erfüllung dieses ausgesprochenen Wunsches mit Hand und Mund geloben.

„In einigen Tagen," fuhr er nicht ohne Bitterkeit fort, „werde ich in meiner Souverainetät auf Elba eingerichtet sein. Ich habe Eile, dort aufzuathmen. Ich ersticke hier. Wer hätte geglaubt, daß mir die Luft Frankreichs je verhaßt werden könnte. So große und herrliche Dinge hatte ich für dieses Land geträumt. Es fehlte mir die Zeit. Der Beistand Aller war nothwendig. Sie haben mir ihn verweigert. Ich sagte es Ihnen vor der Leipziger Schlacht, Caulaincourt, das französische Volk vermag Unfälle nicht zu ertragen. Das bravste und umsichtsvollste Volk der Welt hat nur Ausdauer, wenn es im Gefecht siegt; Niederlagen demoralisiren es mit furchtbarer Schnelle. Sechzehn Jahre lang folgten mir die Franzosen von Eroberung zu Eroberung. Ein einziges Jahr voller Unfälle ließ Alles vergessen, verschlang Alles."

Er seufzte tief auf. Seine Gedanken fielen wieder auf seine Gattin und sein Kind.

„Ist so etwas erhört worden," rief er in großer Aufregung, „ich ward besiegt, man hat mir Krone und Reich genommen, aber wer gab den Siegern das Recht, mir auch die Rechte eines Gatten und Vaters zu nehmen?"

Große Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, seine Aufregung stieg von Augenblick zu Augenblick.

„Sire," beruhigte der Herzog von Vicenza, „ich schwöre Ihnen, daß all' mein Eifer und meine Bemühungen dahin gehen werden, sobald als möglich

eine Vereinigung zu bewirken. Es ist die Sache aller Familienväter, aller Staatsbürger."

„Nein," fuhr Napoleon noch immer in Leidenschaft fort, „es ist ein festgefaßter Entschluß. Sehen Sie denn nicht, daß man nicht wagt, mich vor den Kopf zu schießen, und mich hinterlistig ermordet? Es giebt tausend Mittel mich zu tödten."

„Sire, im Namen des Himmels," rief Caulaincourt, „beruhigen Sie sich, Ew. Majestät können auf mich zählen. Ich werde den Kaiser von Oesterreich nach seiner Ankunft sprechen; die Kaiserin von ihrer Seite wird das ihrige thun. Seien Sie überzeugt davon."

Napoleon ward nach diesen Worten ruhiger. Sein sanften Gemüthsbewegungen abgestorbenes Herz schöpfte neue Hoffnung.

„Sie haben Recht, Caulaincourt," sprach er, „meine Frau wird bei ihrem Vater für unsere gemeinschaftliche Sache sprechen. Meine Frau liebt mich; ich glaube es. — Sie hatte sich nie über mich zu beklagen. Es ist unmöglich, daß ich ihr gleichgültig geworden bin. Louise hat einfache Neigungen. Sie ist sanft, verständig. Sie wird das Dach ihres Mannes dem Almosen eines Herzogthums vorziehen. Auf der Insel Elba kann ich mit meiner Frau und meinem Sohne noch glücklich werden."

Der Herzog von Vicenza betrachtete mit stiller Bewunderung Napoleon, wie dieser so viel Größe überlebend, sich mit einem Leben häuslicher Ruhe aussöhnte; wie der Mann, der die Welt mit seinem Namen und seinen Thaten erfüllt, jetzt im vierundvierzigsten Jahre eine so glanzvolle Laufbahn beschloß und ergeben in sein Schicksal, bereit stand, in die Verbannung zu gehen.

Er sprach jetzt ohne Bitterkeit von den Angelegenheiten des Landes. Mit großer Mäßigung bezeichnete er die Schwierigkeiten, welche die Dauer der neuen Ordnung der Dinge unmöglich machten; entwickelte die Möglichkeiten, die aus dem Entschlusse, die Bourbonen wieder auf den Thron Frankreichs zu setzen, hervorgehen würden.

„Zwischen den alten Bourbonen," sprach er, „und den neuen Franzosen ist eine Uebereinstimmung durchaus unmöglich. Die Zukunft geht mit Ereignissen schwanger. Caulaincourt, Sie werden mir oft schreiben. Ihre Briefe werden mir Sie entbehren helfen. Das Andenken, das ich von Ihnen mitnehme, versöhnt mich mit den Menschen. Sie sind der vollkommenste Freund."

Er breitete seine Arme aus. Caulaincourt warf sich an Napoleon's Brust und weinte lange daselbst.

„Wir müssen uns trennen," sprach der Kaiser; „Morgen bedarf ich noch all' meines Muthes, um von meinen Soldaten Abschied zu nehmen. Brave, bewundernswerthe Garde! Treu wie Gold, ergeben im Glück wie im Unglück! Morgen werde ich ihr Lebewohl sagen. Endlich! Es ist das letzte Opfer, das ich zu bringen habe."

Dann setzte er mit einer von Schmerz gebrochenen Stimme hinzu:

„Caulaincourt, treuer, wackrer Freund, lebe wohl! Wir sehen uns eines Tages wieder!"

Er wandte sein Gesicht ab und verließ schnell das Gemach. —

In der darauf folgenden Nacht erlitt Napoleon den letzten Abfall. Sein vertrauter Kammerdiener Constant und sein Mameluk Rustan, der quer über

der Schwelle seines Zimmers zu schlafen pflegte, waren verschwunden. —

Endlich ist der verhängnißvolle Zwanzigste des Märzes erschienen. Die vier Commissarien der Verbündeten, welche den Kaiser bis Elba begleiten sollen, sind angelangt; von Seiten Rußlands, der General Schuwaloff, Oesterreichs, der General Koller, Englands, der Obrist Campbell, Preußens, der General Waldburg-Truchses.

Es ist Mittag. Die Reisewagen sind auf dem Hofe des weißen Rosses und dem Hufeisen vorgefahren. Die kaiserliche Garde tritt unter die Waffen. Diese Veteranen, von allen Himmelsstrichen gebräunt, bedeckt mit Narben aus Schlachten mit allen Nationen, zahlreich decorirt mit dem rothen Bande der Ehrenlegion, den linken Arm voller Dienststreifen; da stehen sie von Schmerz gebeugt, die Blicke nicht aufwärts gerichtet zu dem Gestirne, das sie so oft zum Siege geführt, sondern zu Boden gekehrt. Dieser unsterbliche Phalanx zählt noch immer einige Grenadiere von Arcole, den Pyramiden, Abukir, Marengo, Austerlitz, Jena, Friedland, Eilau, Madrid, Wagram, Moskau, Lützen, Bautzen, Dresden und Hanau. Da steht sie, diese unsterbliche Garde, um Abschied zu nehmen von ihrem großen Feldherrn.

Um Ein Uhr verläßt Napoleon sein Zimmer. Von dem zahlreichsten und glänzendsten Hofe Europa's sind dem Kaiser nur folgende Personen geblieben, die sich auf dem Wege zum Abschiede aufgestellt haben. Es sind der Herzog von Bassano, der General Belliard, der Obrist von Bussi, der Obrist Anatole Montesquiou, der Graf von Turenne, der General Fouler, der Baron Mesgrigny, der Obrist Gourgaud, der Baron Fain, der Obristlieutnant Atha-

lin, der Baron de la Place, der Baron Ledorgne d'Ideville, der Ritter Jouanne, der General Koskaowsky und der Obrist Vonosowitsch.

Napoleon reicht jedem die Hand, steigt lebhaft die Treppe herab und an den Reihen der Wagen vorübergehend, tritt er gegen seine Garde vor. Er giebt ein Zeichen, daß er reden will. Jeder schweigt. Eine Todtenstille tritt ein. Man hört ein Sandkorn fallen. Der Kaiser spricht:

„Soldaten meiner alten Garde, lebet wohl! Seit zwanzig Jahren habe ich Euch beharrlich auf dem Wege der Ehre und des Ruhms gefunden. In diesen letzten Zeiten, wie in denen unseres Glückes waret Ihr stets Muster an Tapferkeit und Treue. Mit Männern, wie Ihr, wäre unsre Sache nicht verloren gewesen; aber der Krieg war nicht zu beendigen. Es wäre ein Bürgerkrieg und Frankreich noch unglücklicher geworden. Ich habe daher alle unsre Interessen denen des Vaterlands zum Opfer gebracht. Ich scheide. Ihr, meine Freunde, fahret fort, Frankreich zu dienen. Sein Glück war mein einziger Gedanke. Es wird immer der Gegenstand meiner Wünsche bleiben. Beklagt mein Schicksal nicht. Wenn ich darein gewilligt habe, mich selbst zu überleben, so geschah es nur, um Eurem Ruhme ferner zu dienen. Ich werde hingehen und die großen Thaten beschreiben, die wir zusammen vollbracht haben. Lebet wohl, meine Kinder, ich möchte Euch alle an mein Herz drücken! So will ich wenigstens Euer Banner umarmen!"

Auf diese Worte tritt der General Petit mit dem Adler hervor. Napoleon umarmt den General und küßt die Fahne.

Die Stille der Bewunderung, welche diese große

Scene einflößt, wird nur durch das Schluchzen der Soldaten unterbrochen. Napoleon, dessen Bewegung sichtbar ist, rafft sich mit Gewalt zusammen und spricht mit fester Stimme:

„Noch einmal, lebet wohl, meine alten Kameraden! Möge dieser letzte Kuß in Eure Herzen dringen!“

Nach diesen Worten steigt der Kaiser schnell in seinen Wagen, in dessen Grunde der General Bertrand schon sitzt. Der Wagenschlag wird zugeschlagen und mit dumpfem Donner rollt das Sechsgespann durch das Schloßthor von Fontainebleau.

Die Bourbonen.

Motto:
Sie haben Nichts gelernt und Nichts vergessen!
(Napoleon.)

Erstes Kapitel.

Im goldnen Saale der Tuilerien saß König Ludwig. Ihn umgaben die Prinzen und der Minister seines Hauses. Die Herzogin von Angoulème, schwarz gekleidet wie immer, stand mit ihrem schmerzensbleichen Antlitz in der Vertiefung eines Fensters. Nie schien in diesen, von Gram und Leid versteinerten Zügen die Freude je wieder einkehren zu wollen. Ihr Gemahl starrte wie geistesabwesend auf den Tuilerienhof hinab, wo ein Haufe neugieriger und spottsüchtiger Pariser zu den königlichen Fenstern heraufschaute, während der kleine untersetzte Herzog von Berry, wie seine Gewohnheit war, sich fortwährend die Kniee rieb und vergnügt vor sich hinlächelte. König Ludwig selbst saß in einem weich gepolsterten Rollstuhle, seine gichtgeschwollenen Füße staken in mächtigen grünen Sammetstiefeln.

„Mein Neffe scheint vergnügt," begann Seine Majestät zum Herzoge von Berry gewendet, „es ist uns angenehm, ihn heiter zu wissen."

„Sire," erwiederte, einen Schritt vortretend, der Prinz, „ein allerliebstes Epigramm auf den corsischen Abenteurer; ganz neu aus dem Courier des Dames."

„Ein Epigramm?“ frug der König, indem er sich eine Prise nahm, „ich liebe die Epigramme. Prinz, wie lautet Ihr Epigramm?“

Der Herzog von Berry nahm jetzt eine etwas theatralische Position an.

„Es ist das Testament,“ erklärte er, „das Testament jenes Menschen.“ Und mit vieler Wohlgefälligkeit declamirte er:

„Je lègue aux enfers mon génie,
Mes exploits aux avanturiers,
A mes partisans l'infamie,
Le grand livre à mes créanciers,
Aux Français l'horreur de mes crimes,
Mon exemple à tous les tyrans,
La Françe à ses Rois légitimes,
Et l'hôpital à mes parens.“

„Passabel, passabel,“ nickte Ludwig; der Graf von Artois ließ sich die Verse von seinem Sohne geben, um sie nochmals mit Andacht zu überlesen; der Herzog von Angoulème starrt noch immer geistesabwesend durch's Fenster. Er hatte keinen Sinn für dergleichen Dinge. Blacas, der Minister des königlichen Hauses stand mit anerkennender Bewunderung das Haupt vorwärts gebeugt.

Der König Ludwig lächelte mit stiller Wohlbehäbigkeit vor sich hin.

„Da einmal von Epigrammen die Rede,“ sprach er verheißend, „wüßt' ich eins.“

„O Sire,“ rief der Herzog von Berry begeistert, „welch' ein Glück, es aus Ihrem Munde zu vernehmen.“

Der Graf von Artois und Blacas vereinigten ihre Bitten.

Ludwig wiegte mit seinem Haupte eine Zeit lang hin und her.

„Frankreichs großer König,“ fuhr Berry, der vor seinem Onkel niedergekniet war, beschwörend fort, „nicht eher verlasse ich diese Stelle, bis Du durch Mittheilung dieses Epigrammes die Herzen der Deinigen erfreut hast. Ich ahne einen großen Gedanken.“

„Wohlan,“ sprach Ludwig nachgebend, „es betrifft auch den Napoleon.“

„Bei allen Heiligen,“ rief erschrocken die Herzogin von Angoulème, einen Schritt zurücktretend, „welchen Namen muß ich in diesen Hallen hören!“

„Er ist unschädlich, meine Nichte,“ tröstete die Majestät, „wir leben nicht mehr in Hartwell.“

„Der Tyrann,“ murmelte der Herzog von Angoulème.

„Aber, Sire,“ fuhr Berry noch immer knieend fort, „das Epigramm, das Epigramm!“

„Richtig, das Epigramm,“ sprach Ludwig, „was ich sagen wollte; es betrifft also den Bonaparte, Nichtchen, sei ohne Furcht; es ist so zu sagen seine Grabschrift.“

„Wollte Gott,“ seufzte die Angoulème, „einer solchen bedürfe es in Wirklichkeit.“

Der König kreuzte wohlgefällig seine Arme über seinen Leib und sprach:

„Passant, ne pleure point mon sort,
Si je vivais, tu serais mort.“

Mit Todtenschweigen hatten die Anwesenden die Worte des Königs vernommen. Jetzt brach die allgemeine Bewunderung hervor.

„Großer König,“ rief der Herzog von Berry, „ich ahne einen großen Gedanken; leugne nicht, Du bist der Verfasser dieser unsterblichen Perle.“

Ludwig antwortete nicht, aber lächelte schlau vor sich hin.

„Du bist der Verfasser,“ fuhr Berry enthusiastisch fort. „Beneidenswerthes Frankreich, dem ein solcher König ward!“

Man umringte den König von allen Seiten und bekomplimentirte ihn über die Autorschaft des Epigrammes.

Die Herzogin von Angoulème war wieder an das Fenster getreten und schaute hinab. Plötzlich fuhr sie geisterbleich zurück.

„Mein Gott,“ frug der Herzog von Berry, „was ist Ihnen, Cousine?“

Die Herzogin antwortete nicht und zeigte mit abgewandtem Gesicht nach den im Tuilerienhofe versammelten Volkshaufen.

„Dieselben Gesichter wie Dreiundneunzig,“ rief sie, „ha, diese Blicke jener Gruppe dort!“

„Du irrst, Herzogin,“ beruhigte Berry, „es ist das gute Volk von Paris, das voller Ungeduld den Augenblick erwartet, wo sich der König zeigen wird.“

„Steht mein gutes Volk im Hofe?“ frug Ludwig.

„O Sire,“ flehte der Minister Blacas, „zeige Dich einen Augenblick Deinem treuen Volke, Du beglückst Paris auf lange Zeit dadurch. Als ich vorhin durch die Menge fuhr, sehnte man sich laut nach Deinem erhabenen Anblick.“

„Es wird mir schwer,“ antwortete der König, „die verwünschte Gicht, das Stehen wird mir sauer.“

„Wir führen Dich, Majestät,“ sprach Berry.

„Mein königlicher Bruder,“ meinte der Graf von Artois, „verwöhnt das Volk durch zu große Nachgiebigkeit. Das Volk muß warten lernen.“

„Aber wenn das Volk mich zu sehen wünscht,“

entgegnete Ludwig, „warum soll ich mich nicht zeigen? Führe mich an das Fenster, Blacas."

„Sire," rief die Angoulème, „tritt nicht zu nahe vor, wenn ein Bösewicht heraufschießt."

„Immer die alte Aengstlichkeit, Nichte," lächelte der König, „es sind Franzosen, die da unten stehen!"

„Aber nicht unsre Franzosen," erwiederte die Herzogin, „die sind schlafen gegangen mit dem großen Ludwig."

„Sieh, großer König," sprach Blacas hinabzeigend, „der ganze Hof ist angefüllt; aller Blicke suchen nach Deinem heiligen Haupte."

„Schreckliche Gesichter," rief die Angoulème, „so schauten sie herauf zum Tempel."

„Ihro königliche Hoheit," meinte der Minister des Hauses, „täuschen sich gewiß; es ist nicht blos Pöbel da unten, ich erblicke viel anständig Gekleidete."

„Horch, Majestät," sprach Berry, „man ruft: vive le roi! Welch' erhabenes Gefühl erfüllt mein Herz bei diesem Jahre lang vermißten Rufe."

„Die guten Franzosen," erklärte Blacas, „haben diesen Ruf nie vergessen. Sie würden ihn schon lange haben ertönen lassen, wenn der Tyrann nicht Todesstrafe darauf gesetzt gehabt hätte."

„Der Tyrann," murmelte der Herzog von Angoulème.

„Sieh, mein königlicher Herr," fuhr Blacas fort, „man schwenkt Mützen und Hüte. Das Volk verkündet Dir seinen Jubel."

„Aber dort jene finstern Gruppen," sprach die Herzogin von Angoulème, „kein Ruf schallt aus ihrem Munde, und ihre Köpfe bleiben trotzig bedeckt."

„Ich werde diese Verwegenen durch meine Haustruppen arretiren lassen," rief der Herzog von Berry.

„Das ist auch meine Ansicht," sprach der Graf von Artois, „königlicher Bruder, Du mußt ein strengeres Regiment einführen. Das Volk mißbraucht Deine Güte, es soll künftig nur zittern."

„Erlaubt mir, Majestät," fuhr Berry immer kriegerischer fort, „daß ich die Frevler züchtige."

„Nicht doch, mein Neffe," sprach der König, „wie ich nach ihren zerlumpten Röcken und trotziger Haltung schließe, sind es heimgekehrte Kriegsgefangene. Dieser verwilderten Soldateska muß man etwas zu gute halten."

„O Worte der Milde und Großmuth," rief Blacas voll Salbung, „wenn sie Frankreich vernommen, Du hättest das Vaterland zum zweitenmal erobert. Sie sollen morgen den Moniteur zieren. Sie sind so viel werth als eine gewonnene Schlacht."

„Aber, Sire," warnte der Graf von Artois, „Du läßt Dich von Deinem großen Herzen zu weit führen. Der verbrecherische Pöbel muß mit eiserner Zuchtruthe zu Boden gehalten werden."

„Majestät," rief Berry, noch immer kriegerisch entflammt, „ich lasse aufsitzen, und säubere an der Spitze meiner Haustruppen den Schloßplatz von der widerspenstigen Canaille. Wer sich widersetzt, fällt von meiner Hand."

„Würdiger Sprößling Heinrich des Vierten," erwiederte belobend der Minister Blacas, „wie sehr verehre ich den hohen königlichen Sinn, der aus den kühnen Worten Eurer königlichen Hoheit spricht; aber laut muß ich dagegen protestiren, daß Sich Eure Hoheit einer solchen Gefahr aussetzen will. Könnte der Tropfen königlichen Blutes, der dabei flösse, je von Frankreich bezahlt werden? Nimmermehr! Soll ja der Pöbel in die Schranken zurückgetrieben werden, so

gibt's der Lieutnants, die uns der Tyrann wie eine Kuppel Bullen hinterließ, in Menge, welche sämmtlich nach dem hohen Berufe geizen, für das erlauchte Haus der Bourbonen Blut und Leben zu opfern. Ich nenne nur den Marmont, Macdonald und wie sie heißen."

„Es ist mein Beruf," erwiederte nicht ohne Selbstgefälligkeit der Herzog von Berry, „an der Spitze unsrer Haustruppen für das königliche Haus zu fechten."

„Braver Sohn," sprach der Graf von Artois, „ich blicke mit Stolz auf Dich; aber dem Himmel sei Dank, noch bedarf es Deines tapfern Armes nicht. Dem Pöbel da unten Respect beizubringen, bedarf es nur eines unerschrockenen Corporals."

„Mein königlicher Bruder," fuhr er zu Ludwig gewendet fort, „schicke ein Piket hinab und schaffe uns jene Unverschämten aus den Augen."

„Laß das nur," erwiederte der König, „es ist dies Sache der Gensd'armen und der Polizei. Aber das Stehen wird mir sauer. Wo bleibt das Frühstück?"

Ein hereintretender Kammerdiener meldete, daß das Dejeuner bereit stehe.

„Wohlan, meine Prinzen," sprach Ludwig, „lassen Sie dem Volke seinen unartigen Eigensinn. Die letzten zwanzig Jahre haben die Franzosen um ein Jahrhundert in den guten Sitten zurückgebracht. Wir werden Mühe haben, sie auf den rechten Weg zurückzuführen; aber mit Gott und Beharrlichkeit wird es gelingen. Seien Sie jetzt meine Gäste;" und zur Angoulème gewendet:

„Cousinchen, fürchte Dich nicht mehr!"

„Majestät," sprach der Herzog von Angoulème mit Hast hervortretend, „die Coteletts sind von mir."

„Danke, mein Prinz," erwiederte lächelnd Ludwig, „und wenn Euch wieder ein Rehbock vor den Lauf kommt —"

„Auch die Tauben sind von mir," fiel der Prinz mit Eifer ein.

„Wir werden sie auf Eure Gesundheit speisen," verhieß der König.

An Berry's und Blaca's Arme wankte jetzt Ludwig nach dem Speisesaale, wohin die übrige königliche Familie folgte.

Noch immer stand der Volkshaufe im Tuilerienhofe und schaute nach den königlichen Fenstern herauf.

„Welches war denn der König?" frug ein Kleinbürger seinen Nachbar.

„Der Dicke," antwortete der Gefragte, „der mit den rothen Backen."

„Er hat die Nase Ludwig's des Sechzehnten," fuhr der Erste fort.

„Ganz recht," meinte dieser, „ein stattlicher Mann."

„Dicker als Napoleon," sprach der Kleinbürger.

„Auch größer," war die Antwort.

„Sagen Sie lieber," sprach ein zunächst stehender Emigrant, „von Herzen der Beste. Welchen Vergleich könnte mit ihm der corsische Abenteurer aushalten!"

„Aber den Blick hat er nicht," meinte der Kleinbürger.

„Sein Auge ist mild und voll Barmherzigkeit," fuhr der Emigrant fort; „des Corsen Blick war hyänenartig."

„Er schlug Schlachten damit."

„Zum Unglücke Frankreichs."

„Aber der Ruhm?"

„Ist verraucht durch die Schmach der Niederlage,“ sprach der Emigrant.

Der Kleinbürger mochte dem anständig Gekleideten nicht widersprechen; aber er nahm sich kopfschüttelnd eine Prise.

„Die Schwarze war die Herzogin von Angoulème, nicht wahr?“ frug er nach einer Pause.

„Frankreichs hohe Dauphine.“

„Sah recht blaß aus.“

„Das zwanzigjährige Unglück des Vaterlandes hat sie niedergebeugt.“

„Das ist dieselbe,“ fuhr der Kleinbürger fort, „welche der Guillotine entlaufen?“

„Ward gerettet durch des Himmels Gnade aus den Klauen blutdürstiger Tiger.“

„Hat von Glück zu sagen,“ brummte Ersterer.

Auf ganz andre Weise lautete der Wortwechsel in jenen Gruppen, welche durch ihr unhöfliches Benehmen die Aufmerksamkeit und Unzufriedenheit der königlichen Familie auf sich gezogen hatten.

Diese Gruppen bestanden aus zerlumpten bärtigen Gestalten, von wildem, martialischem Aussehen. Es waren meist Kriegsgefangene, die aus Rußland, Deutschland, Spanien und England heimgekehrt waren.

„Darf ich meinen Augen trauen,“ frug ein junger stattlicher Mann in bürgerlicher Kleidung, aber voll militairischen Anstandes, „Barbarnegre hier im Vorhofe der Bou bonen?“

Der Angeredete, eine hohe kräftige Gestalt, blitzte aus seinen grauen Augenwimpern finster auf den Sprecher. Aber je länger er diesen fixirte, desto mehr belebte sich sein gramgebleichtes Gesicht.

„Seh' ich recht,“ hub er endlich an, „Eugen Normand çi-devant officier d'ordonnance?“

„Kein Andrer," lächelte Eugen, dem ehemaligen kaiserlichen Gardisten der Fulminatrix die Hand reichend, „aber zum Kuckuck, warum nicht auf Elba?"

„Das frag' ich Euch," gegenredete Barbanegre, „Ihr steht da gesund und frisch; unser eins ist seit Montmirail halber Krüppel. Hab' erst vor wenig Tagen das Lazareth verlassen. Die Todesbotschaften aus Fontainebleau waren verfluchtes Heilpflaster. Wünschte lieber, ich wär' mit zu allen Teufeln gefahren."

„Aber was treibt Ihr hier im Tuilerienhofe?" frug Eugen weiter, „Ihr stärkt Euch wahrscheinlich an dem Anblicke der Bourbonen?"

„Wollte mir diese Sippe," antwortete der Gardist, „nur einmal in Augenschein nehmen. Hab' sie mein Lebetag nicht geschaut, muß sie doch kennen lernen, um bei nächster Gelegenheit diesen oder jenen auf's Korn zu nehmen. Diese Fettbäuche sind gar nicht zu fehlen."

„Pfui, wie sprecht Ihr," rügte der Jüngling, „einem Helden Napoleon's sollten solche Gedanken nicht in den Sinn kommen. Der Kaiser hat abgedankt und Ludwig ist dermalen Frankreichs rechtmäßiger König."

„Wer hat ihn dazu gemacht?" frug Barbanegre, „ein paar Schufte und die Kosaken. Ich kenne nur einen Kaiser der Franzosen. Warum habt Ihr ihn verlassen und seid nicht auf Elba?" setzte er hinzu und blickte finster auf den Jüngling.

„Ich habe Urlaub von ihm selbst, um noch einige Geschäfte hierselbst abzumachen," antwortete Eugen; „sobald ich zu Ende, schiffe ich mich ein."

„Da schiff ich mit," entschied schnell Barbanegre, „ich athme hier Pestluft."

„Da müßt Ihr Euch an Bertrand wenden," sprach Eugen; „ohne dessen Erlaubniß erhält Niemand Dienste beim Kaiser."

„Was geht mich Bertrand an," grollte der Gardist, „nur einen Fetzen Land gibt es auf Erden, wo ich athmen darf, das ist Elba, außerdem ersticke ich."

Ein Piket königlicher Haustruppen, angeführt von dem jungen Montmorency, dem Verehrer Valeriens, nahte sich den Beiden.

„Unverschämter Graubart," redete der Officier den Grenadier der alten Garde an, „habt Ihr so wenig Respect vor unsrer geheiligten Majestät, daß Ihr nicht salutiren könnt? Den Augenblick packt Euch, oder Ihr sitzt vier Wochen bei Wasser und Brot."

„Was faselt der Milchbart?" brummte Barbanegre, der die Worte, welche etwas in näselndem Tone gesprochen waren, nicht recht verstanden hatte.

„Fort von hier!" rief Montmorency lauter und übermüthig.

„Um Himmels Willen, Barbanegre," raunte Eugen dem Alten in's Ohr, „nehmt Vernunft an und sucht keine Händel, wo Ihr den Kürzern ziehen müßt."

Dann trat er auf Montmorency zu, der, als er den Jüngling erkannte, sichtbar erblaßte und sprach in versöhnendem Tone:

„Nehmen Sie es nicht zu streng, Herr von Montmorency, mit diesem braven Alten, wenn er in den hundert Schlachten, die er für Frankreich schlug, die Höflichkeit etwas verlernt."

Barbanegre ward über den verächtlichen Ton des königlichen Söldners so empört, daß er ordentlich ironisch wurde.

„Mein Herr Officier," sprach er demüthig, während in seinem Auge die Wuth zitterte, „der erhabene Anblick der Durchlauchtigsten Herren Bourbonen hat mich so perplex gemacht, daß ich in der That starr und steif worden bin und darum nicht salutiren und „vive le roi!" rufen konnte!"

Montmorency, obschon er die Ironie erkannte, machte aus Rücksicht zu Eugen, mit dem er noch einen Ehrenhandel auszumachen hatte, zum bösen Spiel gute Miene und marschirte, ohne ein Wort weiter zu sagen mit seinen Haustruppen davon.

„Hätten wir doch dieses royalistische Gesindel zu Staub gerieben," sprach Barbanegre, den Abmarschirenden ingrimmig nachblickend, „wir führen allerdings mit zum Teufel, aber die Lust wär' nicht zu theuer bezahlt.

„Das Klügste, theurer Freund," tröstete Eugen, „ist jetzt, sich in Geduld fassen. Das Unkraut mag immer noch ein paar Monate wachsen und gedeihen. Der Schnitter wird nicht außenbleiben und wir helfen dann wacker mit."

„Wenn ich den Tag erlebte," sprach Barbanegre, „würde ich getröstet rufen: Jetzt, Herr, laß deinen Knecht in Freuden fahren! Ihr seht, was die jetzige Luft aus dem Menschen machen kann. Ich bin zum Bibelhusaren geworden."

Eugen lächelte.

„Aber welches ist nun Euer nächster Lebensplan?" frug er.

„Je nun, wenn mich der Rabenvater auf Elba nicht annimmt, was ich noch nicht glauben kann, häng ich die Muskete an die Wand und werde provisorischer Bauer. Es ist jetzt einmal eine provisorische Zeit."

Bleibt getrost in Frankreich," rieth der Jüngling; „es ist gut, wenn dem Kaiser ergebene Leute im Lande bleiben."

„O ganz Frankreich," sprach Barbanegre, „bleibt ihm ergeben, seine Garde, seine Linie, auf die paar

Verräther und Schufte, Talleyrand und Consorten, kommt Nichts an."

„Darum Geduld," meinte Eugen; „die Bourbonen, welche ihr ganzes Leben nicht aus dem Schlafe und Traume erwacht, mögen sich immer ein wenig König von Frankreich träumen. Der Morgen, wo sie einmal aufwachen und die Nachtmütze abziehen müssen, wird nicht außenbleiben."

„Der Uebergang ist auch zu drollig," hub der alte Gardist nach einer Pause an; „es ist eine Zeit zum Todtärgern, aber auch zum Todtlachen. Auf den Napoleon, ein in Flanell genähter dicker Bourbon, der kein Glied rühren kann. Auf die gesunde Vernunft, Unsinn und Pfaffen. Die Glatzen laufen wie gesäet in der Stadt herum, täglich kommen ein paar Packetschiffe von England. Was England purgirt, muß Frankreich aufessen. Glorreiche Zeit! Wenn es wenigstens noch einen Teufel gäbe, dem man sich überliefern könnte!"

Die Beiden verließen plaudernd den Tuilerienhof. Sie waren nicht lange gegangen, als ein österreichisches Linienregiment mit voller Musik in die Straße einbog.

„Daß Euch der Satan!" murmelte Barbanegre, „man kann in Paris, in dieser alten Coquette, nicht zehn Schritte gehen, ohne auf unsre Schande zu stoßen."

„Daß wir von Europa besiegt worden sind," sprach Eugen, „ist keine Schande, das kann dem tapfersten Volke begegnen. Unsre eigentliche Schande sitzt im Senatssaale. Dort sitzen die Perrücken, welche Frankreich verrathen haben."

Das österreichische Regiment marschirte jetzt gassen=

breit an den Beiden vorüber. Sie wurden fast bis an die Häuserwand gedrängt.

„Es leben die braven Oesterreicher, unsre Befreier!" riefen mehre Stimmen.

„Hört Ihr das Sumpfgezücht?" frug Eugen, „man möchte in die Erde sinken vor Schaam."

„Beim Satan," antwortete Barbanegre, kirschbraun, „wenn ich so einen Schreier unter die Hände kriege, ich werfe ihn an die Wand wie einen tollen Hund."

Ein junger Mann mit dem Ludwigsorden drängte sich ungestüm und mit freudigem Gesicht zwischen Eugen und Barbanegre hindurch, um die vorüberdefilirenden Colonnen besser überschauen zu können.

„Prächtige Leute!" rief er. „Das sind Soldaten; es ist kein Wunder, wenn vor ihnen unsre Puppen Reißaus nehmen mußten."

„Soll ich ihn kalt machen?" frug in allem Ernste Barbanegre und machte Anstalt, seine Worte in Ausführung zu bringen. Der Jüngling hielt ihn aber zurück und zu dem Ludwigsritter gewendet, frug er: „Sind Sie Franzose?"

„Allerdings," war die kurze Antwort.

„Und Militair?" fuhr Eugen fort.

Der Ludwigsritter maß den Frager mit hoffärtigem Blicke.

„Ich bin es!" sprach er.

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als ein so wüthender Backenstreich auf des Ritters Wange brannte, daß das Blut ihm augenblicklich aus Mund und Nase stürzte.

„Hier ist meine Karte," fuhr Eugen ruhig fort, „ich heiße Normand."

„Wir sprechen uns," stotterte der Blutende auf

das Heftigste erschrocken, riß sein Taschentuch aus der Tasche und entfernte sich.

Das Regiment war vorüber, auch Eugen und Barbanegre gingen ruhig ihres Weges.

„Ihr seid noch viel zu human,“ sprach der Gardist, „ein solcher Taugenichts verdient unwiderruflich den Tod.“

„Ich bin begierig, ob mich der Mensch fordern wird,“ meinte Eugen; „das wird die dritte Fehde, die ich in Frankreich auszufechten habe, bevor ich nach Elba abgehe. Obschon Friede ist, führe ich einen kleinen Krieg auf eigne Faust gegen die Feinde des Kaisers.“

Die Beiden gelangten an die elisäischen Felder. Hier bivouaquirte ein bedeutender Kosakenpulk.

„Seht dieses scythische Feldlager,“ sprach Eugen, „nichts als Juchtengeruch und Ungeziefer, wo sonst das eau de mille fleurs der pariser beau monde duftete. Es ist weit gekommen. Gestern las ich in einem deutschen Journale den Vers:

„Auch Baschkiren in Paris
Das bringt uns den Frieden gewiß.“

Erbärmlichkeit, Abgeschmacktheit, Niederträchtigkeit, dein Name ist Paris!“

„Der Kaiser hätte das Pulvermagazin von Grenelle in die Luft sprengen sollen,“ meinte Barbanegre, „das hätte dieses Nest schon wegen seiner schändlichen Uebergabe verdient. Aber hier in dieser asiatischen Wirthschaft halte ich es nicht aus. Kehrt um, Normand!“

„Wißt Ihr schon,“ frug dieser, „daß Blücher in seiner Berserkerwuth die Jenabrücke hat in die Luft sprengen wollen?“

„Hab' davon gehört,“ antwortete Barbanegre,

„auch das heroische Anekdötchen von Capet bei dieser Gelegenheit.“

„Was ist's damit?“ erkundigte sich Eugen.

„Nun, der provisorische König,“ erzählte der Graubart, „als er Nachricht von des Husarenrittmeisters Explosionsideen erhalten, soll erklärt haben, er werde sich in Person zuvor auf die Jenabrücke tragen lassen.“

„Unternehmende Leute, diese Bourbonen!“ meinte Eugen.

„Ich wüßte aber, was ich gethan hätte, wenn ich Blücher war,“ sprach Barbanegre.

„Nun,“ frug der junge Mann, „was würdet Ihr gethan haben?“

„Ich hätte mich in meinen großartigen Plänen nicht stören lassen,“ antwortete der Alte, „und die Brücke mit sammt Seiner allerchristlichen Majestät in die Luft gesprengt.“

Die Beiden wanderten unter diesen und ähnlichen Gesprächen nach der innern Stadt zurück. Als sie in die Nähe des Vendomeplatzes kamen, ward das Gedränge der Menschen immer dichter.

„Was geht hier vor?“ frug Eugen.

„Etwas Gescheutes gewiß nicht,“ antwortete Barbanegre.

Sie drängten sich immer weiter bis auf den von Menschen erfüllten Vendomeplatz.

Eugen frug Einen der Zunächststehenden, „was das Gedränge bedeuten?“

„Die Statue des Usurpators,“ war die Antwort, „soll von der Vendomesäule gestürzt werden.“

Eugen glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Es ist ein Mährchen,“ sprach er ungläubig, „ich habe schon dieser Tage davon sprechen hören, aber es nicht für möglich gehalten.“

Die Hände Barbanegre's ballten sich convulsivisch; seine Augen schossen Blitze.

Wirklich war auch die majestätische Säule mit Stricken und Flaschenzügen reichlich umhangen und verschiedene Leitern daran befestigt, welche bis hinauf zum Standbilde führten. Mehre Leute kletterten geschäftig auf und nieder. Rings um die Säule hatten mehre Regimenter russischer Grenadiere ein Carrée geschlossen, an den Spitzen desselben waren scharfgeladene Kanonen aufgefahren.

„Barbanegre," sprach Eugen, seinem Begleiter krampfhaft die Hand drückend, „ist es Traum oder Wirklichkeit?"

„Wollen wir Tumult beginnen?" frug dieser, „wir müssen Anhang finden."

„Das wäre Thorheit," entgegnete Eugen, „es entstände ein Blutbad, ohne daß ein Zweck erreicht würde. Versparen wir das Losbrechen auf eine passendere Zeit."

„Aber," gegenredete der Gardist, „wir können doch nicht ruhig mit ansehen, daß man den Frevel auf's Aeußerste treibt und den kleinen Korporal von der Säule stürzt?"

Eugen gebot zu schweigen: so eben hatten mehre Werkleute die Spitze erreicht, umschlangen die Statue mit Seilen und rüttelten an ihrem Fußgestelle. Die Anstrengung blieb lange vergeblich. Noch immer trotzte das erzene Kaiserbild den frevelnden Fäusten seiner Feinde.

„Mir wird es grün und blau vor den Augen," sprach Barbanegre; „warum will Gott oder der Teufel nicht, daß ich eine Compagnie meiner Kameraden hier habe. Wir räumten den Platz und rächten die Schmach, wenn auch nicht einer lebendig davon käme. Das wäre nur eine Pflicht, die wir dem Kaiser schuldig sind."

Gewichtige Axtschläge tönten jetzt von der Vendome-

säule herüber. Mit stoischer Gleichgültigkeit sah die Menschenmenge das Werk der Zerstörung mit an; und wenn auch Manchem das Herz ergrimmte, wagte er doch nicht, seinem Zorne freien Lauf zu lassen.

Den Bilderstürmern war es endlich gelungen, die Statue in ihren Grundvesten wankend zu machen. Das hohe Kaiserbild, von Stricken umgarnt, begann sich allmälig zu neigen, verließ unter dem Jubelgeschrei der Russen, der anwesenden zahlreichen Emigranten und eines niedrigen Pöbels sein hohes Postament und schwebte mehr und mehr dem Erdboden zu.

Da konnte sich Barbanegre nicht länger mäßigen. So laut als möglich, rief er ein donnerndes „Vive l'empereur!" das laut von den Häuserreihen widerhallte und von vielen Stimmen jubelnd beantwortet wurde.

Kaum war dieser verhängnißvolle Ruf erschollen, als das russische Carrée sogleich Front gegen das Volk machte und die Kanoniere mit brennender Lunte an ihre Achtpfünder traten. Zu gleicher Zeit durchfurchten zahlreiche Gensd'armen die Menge.

„Ich bitte Euch um Himmels Willen, Freund," beschwor Eugen, „richtet kein Unglück an. Es ist um Hunderte von Menschenleben geschehen, wenn das Carrée zu feuern beginnt und Ihr habt dann allein den Tod manches Unschuldigen auf dem Gewissen."

„Das Kaiserbild," brummte Barbanegre, „ist damit nicht zu theuer bezahlt."

Ganz in der Nähe entstand Tumult. Mehre Gensd'armen hatten einen jungen französischen Soldaten von der Linie beim Kragen, der „Vive l'empereur!" gerufen haben sollte.

„Ihr habt gerufen," beschuldigte den Infanteristen ein Brigadier der Gensd'armen mit Donnerstimme, „marsch auf die Polizeipräfectur!"

Der junge Soldat wehrte sich verzweifelt.

„Nein,“ rief er wiederholt, „ich habe nicht gerufen.“

„Ja, ja, Herr Gensd'arme, er hat gerufen, denuncirte ein daneben stehendes Krämergesicht, „ich hab's selbst gehört.“

„Dem braven Jungen muß ich beispringen,“ sprach Barbanegre schnell resolvirt. Vergebens war Eugen's Abmahnen.

Der Krämer wiederholte so eben seine Angeberei, als der Gardist anlangte. Er faßte sogleich den Denuncianten bei dem einen Ohre, das er halb ausdrehte.

„Du verdammtes Galgengesicht,“ rief er, „hast ja selbst gerufen, und willst einen armen Teufel in's Malheur bringen?“

Das Galgengesicht ward bei der imponirenden Stimme Barbanegre's kreideweiß und fuhr verzweiflungsvoll nach seinem Ohre.

„Diesen fassen Sie, meine Herren,“ fuhr der Gardist fort, „ich kenne ihn, er war Spion unter Napoleon.“

Der unerschütterliche Ernst und die würdige Haltung, mit welcher Barbanegre zu Werke ging, machte die Gensd'armen stutzig.

„Sehen Sie nicht sein schuldbewußtes Gewissen auf seiner käseweißen Physiognomie?“ fuhr der Gardist fort; „wart' Gauner, ich will Dich lehren, unschuldige Leute denunciren. Hat dieser Coujon,“ frug er die Umstehenden, „nicht gerufen „Vive l'empereur?“

Der zähneklappernde Denunciant betheuerte bei allen Heiligen seine Unschuld.

„Hat er nicht gerufen?“ fuhr Barbanegre wie im Commandotone, zu dem Publikum gewendet fort. „Sie müssen's wissen, meine Herren.“

„Ja,“ riefen mehre Stimmen, die über des Krä-

mers erbärmliche Angeberei gleichfalls erzürnt waren, „der ist's gewesen.“

„Da hören Sie, meine Herren,“ sprach Barbanegre zu den Gensd'armen, „der junge Mann ist unschuldig, dieser hier hat das Verbrechen begangen.“

Die Gensd'armen ließen jetzt den Soldaten von der Linie los und faßten trotz allen Betheuerungen seiner Unschuld, trotz allen Bitten und Beschwörungen, den angeberischen Krämer.

„Bravo, bravo,“ rief das Volk, „allen Denuncianten muß es so ergehen!“

Erst nach einiger Zeit, nachdem die Execution der Napoleonsstatue vorüber war und die Menge sich zu verlaufen anfing, fanden sich Eugen und Barbanegre wieder zusammen.

Der junge Mann machte dem Gardisten lebhafte Vorwürfe.

„Wenn Ihr,“ sprach er, „Euch künftighin nicht besser zu beherrschen wißt und das Herz ohne den Kopf davon laufen laßt, bürge ich nicht vierundzwanzig Stunden für Eure Freiheit. Ihr könnt auf der Galeere sitzen oder todtgeschossen werden, eh' Ihr's Euch verseht.“

„Bedenkt zum Kuckuck,“ fuhr er nach einer Pause fort, „daß Ihr nicht allein das Krumme grad machen könnt. Euer Eifer ist lobenswerth, nur muß etwas Vernunft dabei sein. So aber schadet er mehr. Was nützt jetzt Euer „Vive l'empereur?“ Dem Kaiser ist darum kein Haar geholfen. Wo Alles im Argen liegt, muß man mit einiger Vorsicht zu Werke gehen, um nicht selbst in's Arge zu gerathen.“

Der alte Gardist schritt stumm neben dem jungen Docenten her. Er fühlte, daß dieser so unrecht nicht hatte.

„Aber es liegt in meinem Blute,“ entschuldigte er sich endlich, „kann ich einen andern Menschen aus mir

machen? Hab' ich nicht zwei Augen, alle diese Schändlichkeiten, die hier vorgehen, mit anzusehen, zwei Ohren, sie mit anzuhören und ein Herz, das sich darob empört? Der Teufel möchte nicht losschlagen in solcher Heidenzeit. Was liegt mir am Leben, seit der Kaiser gestürzt ist, wenn ich nur noch ein paar solcher Schufte, wie sie schaarenweise umherlaufen, mit fortnehme."

„Ist der Kaiser auch gestürzt," sprach Eugen „so ist er noch nicht todt; und Napoleon bleibt auch auf Elba Napoleon. Darum Geduld, alter Cumpan, Zeit bringt Rosen."

„Geduld, Geduld," grollte Barbanegre, „der Satan hat das Wort erfunden; ich kann auf die Zeit nicht warten, welche Rosen bringen soll, zumal hier in dem verdammten Paris. Ich muß quittegelb aussehen von dem Aerger und dem Zorn, dem Ingrimm, der Wuth, die mich nur seit den wenigen Tagen meines Hierseins erfaßt hat; das Leben ist mir eine Last geworden."

„Darum müßt Ihr fort von hier, in andre Luft," sprach Eugen, „und ich habe schon darüber nachgedacht, wie sich das gut arrangiren läßt."

„Mein Onkel Camille," fuhr er fort, „besitzt ein allerliebstes Landgütchen, vier Stunden von hier, abseit der großen Straße von Versailles. Da müßt Ihr hin. Das sorgenfreieste Leben ist Euch dort gewiß. Ihr werdet Major-Domus, erfahrt da Nichts von den Nichtswürdigkeiten der Hauptstadt; die Gegend ist streng napoleonisch. Sagt, habt Ihr Lust?"

„Warum nicht," erwiederte der Gardist, „Elba wär' mir aber lieber."

„Kommt Zeit, kommt Rath," tröstete Eugen, „nur von hier fort. Hier seid Ihr keine Stunde sicher, Händel zu bekommen und dabei zu Grunde zu gehen."

„Versprecht mir," fuhr er fort, „wenigstens heute

noch Ruhe zu halten; bereits morgen könnt Ihr an den Ort Eurer Bestimmung, auf Euer kleines Elba abgehen. Die Hand darauf, Barbanegre!"

Der Gardist schlug ein und die Beiden entfernten sich, nachdem sie sich ein Rendezvous für den nächsten Morgen bestimmt hatten.

Zweites Kapitel.

Der Banquier Normand, einen erbrochenen Brief in der Hand, ging in höchster Aufregung in seinem Zimmer auf und ab. Sein Gesicht war verstört. Nach einiger Zeit ließ er den Brief zu Boden fallen, warf sich in einen Armsessel und bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen.

Da pochte es, und Camille Normand hinkt mit seinem Stelzfuße in's Zimmer. So wie er seinen Bruder erschaute, stützte er sich auf seinen Krückenstock und betrachtete ihn eine Zeit lang mit Verwunderung.

„Nun," frug er ironisch, „wie lebt sich's im bourbonischen Himmelreiche, noch nicht Hofbanquier oder Finanzminister?"

Der Banquier winkte seinem Bruder, zu schweigen. Dann stand er auf, umarmte ihn und weinte lange an seiner Brust. Er war nicht im Stande zu reden.

Dem alten Obrist ward ganz sonderbar zu Muthe.

„Wozu diese Rührscene," frug er, wir spielen nicht Comödie?"

„Alle meine Hoffnungen," begann endlich der Banquier, „sind zertrümmert. So eben hab' ich die verbürgte Nachricht erhalten, daß der Graf Alphons von Brienne

gestern mit der Gräfin Choiseul verlobt worden ist. Die Herzogin von Angoulême hat selbst die ganze Sache geleitet und in ihren Appartements ist die Verlobung gefeiert worden. Mein armes unglückliches Kind ward von diesem Verräther schändlich betrogen."

Der alte Kriegsmann schien von dieser Nachricht nicht im Geringsten ergriffen.

„Was ist da zu verwundern?" frug er gleichmüthig.

„Durch die immer seltener werdenden Besuche," fuhr der Banquier fort, „ward mir die erste entsetzliche Ahnung von des Bösewichts Untreue. Bald erhielt ich Gewißheit. Ich wandte mich in meiner Verzweiflung an einige Hochgestellte des königlichen Hofes und suchte Trost, Rath und Hülfe. Nur Hohn, Spott und Verachtung ist mir geworden von diesen Menschen, die noch vor zwei Monaten Arm in Arm mit mir auf und ab wandelten und mich ihren intimsten Freund nannten. Es ist zum wahnsinnig werden."

„Aber alle Wetter," wiederholte Camille, „was ist da zu verwundern, zu jammern? Das ist doch Alles in der Ordnung?"

„Ich Thor," rief der Banquier, verzweiflungsvoll auf und abgehend, „der ich glauben konnte, daß dieser übermüthige Adel mich jemals als einen der seinigen anerkennen würde."

Der Obrist hatte während der Jeremiaden seines Bruders mit großem Gleichmuthe auf dem Sopha Platz genommen. Er nahm sich eine Priese, stemmte die beiden Arme auf den Krückenstock und beobachtete nicht ohne Wohlbehagen den auf und ab schreitenden Banquier. Ihm ward jetzt die schönste Genugthuung für den fast jahrelangen Aerger, für das fast jahrelange Ermahnen und Abmahnen, sich mit der royalistischen Noblesse nicht einzulassen. Er war vollkommen ge-

rächt und das war ihm sehr lieb. Nur wenn er an Henrietten dachte, trübte sich seine Stirne.

„Weiß das Mädchen schon um die Sache?“ frug er nach einer Weile in milderem Tone.

„Noch nicht,“ erwiederte der Banquier; „daß der Verräther in der letztern Zeit mit seinen Besuchen sparsamer wurde, hat ihr viele Thränen gekostet, aber noch ahnt sie den beispiellosen Verrath nicht.“

„Beispielvollen, willst Du sagen,“ unterbrach der Obrist.

„Du mußt dem armen Kinde,“ fuhr er nach einer Pause fort, „reinen Wein einschenken. Es ist besser, wenn sie die Kunde von Dir erhält, als auf anderem Wege.“

„Ich wage noch nicht,“ erwiederte der Banquier, „ihr den Vorhang ganz zu lüften. Das Herz des Mädchens hängt mit zu großer Liebe an den Elenden. Die nackte Wahrheit würde sie tödten, ich muß ihr das Gift tropfenweis beizubringen suchen.“

„Henriette dauert mich wahrhaft,“ sprach nicht ohne Rührung der Obrist, „sie ist ein gutes, liebes Kind und steht meinem Herzen sehr nahe. Aber wer ist Schuld an ihrem Unglück?

„Ich will Dir,“ fuhr er nach einer Pause fort, „keine Vorwürfe weiter machen. Ich glaube, Du bist für Deine bornirte Politik hinlänglich bestraft, aber dem Herrn Grafen von Brienne hätt' ich große Lust eine Kugel durch den Kopf zu jagen.“

„Dadurch wird der Frieden meines Hauses nicht wiederhergestellt,“ erwiederte düster der Banquier. „Hilf mir lieber einen Ausweg ersinnen, was ich mit meinem armen Kinde anfange. Hier in Paris, wo sie überall an das unselige Verhältniß erinnert wird, darf sie nicht bleiben. Aber wohin mit ihr?“

„Auf's Land, in Gottes freie Natur,“ meinte der

Obrist, „die jetzt mit jedem Tage schöner wird. Ich glaube, Nichts wirkt wohlthätiger auf ein verrathenes Herz.“

Der Banquier ging eine Zeit lang nachdenkend auf und nieder.

„Wie wäre es mit Chateauneuf?“ frug er endlich.

„Mir recht lieb,“ antwortete Camille, „das liebe Schlößchen steht lange genug unbewohnt; aber es wird dem Mädchen zu einsam daselbst werden. Die Pachtersleute und der Pfarrer sind fast die einzigen Gebildeten der ganzen Gegend.“

„Wie wär's,“ schlug der Banquier vor, „wenn Du selbst bevorstehenden Sommer und Herbst mit hinauszögest? Ich für meine Person würde für's Leben gern das kleine anmuthige Asyl theilen, wenn mich meine Geschäfte nicht täglich an Paris fesselten.“

„Ich bedaure,“ antwortete der Obrist, „hierin Deinen Wünschen nicht nachkommen zu können. Ich stehe eben im Begriff, eine Reise anzutreten.“

„Du willst verreisen?“ frug der Banquier voll Verwunderung.

„Allerdings,“ war die Antwort, „und zwar lieber heut' als morgen. Ich will die paar Lebensabendstunden, die mir der Himmel noch schenkt, nicht in einem Lande verleben, dessen Atmosphäre vergiftet ist. Ich habe diese letzte Zeit zu unaussprechlich gelitten; den Todeskampf des Kaiserthums in allen seinen Qualen mit durchgekämpft. Gern entsage ich einem Lande, das den größten Mann der Weltgeschichte schmählich verrathen und verlassen hat.“

Vergebens bemühte sich der Banquier, seinen Bruder von diesem Auswanderungsplane zurückzubringen.

„Gib Dir keine Mühe,“ sprach der Obrist, „ein Wort so viel wie tausend. Binnen heut und acht Tagen athme ich keine französische Luft mehr.“

„Aber wohin denn?“ frug der Banquier, „Du bist alt, gebrechlich und willst Dich noch den Mühseligkeiten und Gefahren einer langen Reise aussetzen? Am Abend des Lebens bleibt das Vaterland, die Heimath immerhin das beste Asyl; was willst Du draußen in fernen, fremden Landen, ohne Freunde und Familie?“

„Ich kenne eine Scholle,“ sprach Camille mit Wärme, „die mir theurer ist als Vaterland und Heimath und wo ich Freunde und Familie in Menge finde.“

„Doch nicht —“ fiel der Banquier ein und schien diese Stätte zu errathen.

„Elba heißt das heilige Eiland,“ sprach der Obrist, „wo ich meine letzte Ruhestätte bauen will, Elba, wo sein Athem, seine Flagge weht. Dort finde ich meinen Schlachtenvater, meinen großen Kaiser, meine Kameraden, meine Erinnerungen. Wo der Kaiser Napoleon wandelt, nur da ist Frankreich, ist Wohlsein; da laßt uns Hütten bauen.“

„Aber bedenke, mein Bruder,“ mahnte der Banquier, „daß es mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden ist, Aufenthalt auf Elba zu erhalten. Der Zudrang der Fremden aus allen Ländern nach dieser Insel ist so groß, daß der Kaiser ernstliche Maaßregeln hat dagegen ergreifen müssen.“

„Unbesorgt,“ lächelte der Obrist, „der Geleitsbrief steckt in meiner Tasche. Ich hatte mich vorgesehen und war gleich an die rechte Quelle gegangen. Ich schrieb dem Kaiser über den hiesigen Stand der Dinge, und daß mir's unmöglich sei, länger auszuhalten, obschon ich mit einem Fuße im Grabe stünde. Er mag kommen, hat der Kaiser nach Durchlesung meines Briefes zu Bertrand gesagt, mir sind einige Details aus der Pyramidenschlacht entfallen, er soll mich unterstützen bei Abfassung meiner Memoiren.“

Der Banquier gab sich noch viele Mühe, den Obrist von seiner Auswanderungsidee zurückzubringen, aber all seine Worte waren vergeblich.

„Sei überzeugt," sprach er unter Andern, „daß der klägliche Zustand Frankreichs gewiß bald ein Ende nehmen wird. Laß nur die fremden Kriegsvölker, die uns ein Dorn im Auge sind, abgezogen sein und Alles wird eine freundlichere Gestalt annehmen. Die Bourbonen, wie sehr wir alle Ursache haben, mit ihnen unzufrieden zu sein, werden endlich zu der Einsicht gelangen, daß die jetzigen Franzosen nicht mehr die Franzosen Ludwigs des Funfzehnten sind und ein der Zeit entsprechendes Regierungssystem einführen."

„Besser werden?" frug Camille, „es wird in Frankreich nicht eher besser, bevor wir nicht die ganze Sippschaft, welche jetzt am Ruder steht, aus dem Lande gejagt haben, und das dürfte ein artig Weilchen Zeit brauchen, worauf ich nicht zu warten Lust habe.

„Frankreich," fuhr er nach einer Pause fort, „hat auch keine bessere Zeit verdient. Es hat den Kaiser, der es groß und blühend gemacht, schmählich verlassen. Die Strafe dafür wird nicht außenbleiben. Wir kommen in schlimmere Knechtschaft als in welcher wir je gewesen. Schon tritt die Anmaßung des emigrirten Adels mit aller Unverschämtheit früherer Jahrhunderte hervor. Man darf nur die Reden in der Deputirtenkammer hören. Schon spricht man von Zurückgabe der Nationalgüter an ihre vorigen Besitzer; von Entschädigung des Emigrantenheers für den zwanzigjährigen Feldzug, den es gegen das eigne Vaterland unternommen hat. Aller Rechtszustand hört auf. Wie lange wird es dauern, und die Jesuiten kehren wieder, jene Wölfe in Schaafskleidern, um in diesem Frankreich schlimmer zu hausen als je zuvor. Die Ju-

gend wird vergiftet, das Volk dumm gemacht und die Franzosen sind um all' die blutig erkämpften Früchte ihrer Revolution betrogen."

Der Banquier hielt diese Befürchtungen größtentheils für ungegründet.

„Sehen wir's nicht schon," fuhr der Obrist eifrig fort, „im Süden fängt man bereits an, die Protestanten niederzumetzeln. Ein Schritt noch, und wir stehen bei den Dragonaden Ludwig des Vierzehnten. Eine erquickliche Aussicht; und in solchem Lande sollte ich den Abend meines Lebens verbringen, sollte mir die letzten paar Tage verbittern, die mir der Himmel noch schenkt? Nimmermehr, mein Entschluß ist gefaßt."

Als die Zwei noch conversirten, trat Eugen in's Zimmer.

So wie dieser den Entschluß des Onkels vernommen, billigte er ihn von ganzem Herzen.

„In Frankreich," sprach er, „ist es für einen, der noch Etwas auf die gesunde Vernunft, auf Ehre und Herz gibt, schlechterdings nicht mehr auszuhalten. Die Bourbonen sind um kein Haar besser geworden. Alles feudalistische und pfäffische Unkraut schießt wieder in die Höhe; es wird Einem grün und blau vor den Augen.

„Gestern," fuhr er fort, „hat wieder ein merkwürdiger Act stattgefunden. Es ist zum Todtärgern, wenn es nicht zum Todtlachen wäre. Die Pfaffen sind in ihrer hohen Weisheit auf die glückliche Idee gekommen, den Gebeinen Ludwig's des Sechzehnten und der Antoinette nachzugraben. Der Hof hat mit Begeisterung die Hand geboten, und so hat man gestern in Gegenwart der Blacas und mehrer Glatzen gebergwerkt, daß es eine Lust war. Man hat auch wirklich einen unschätzbaren Fund gethan, den wir andern profanen

und verwahrlosten Franzosen gar nicht zu würdigen vermögen. Man hat einiges Knochenmehl zu Tage gefördert, das von einer hohen, zu diesem Behuf niedergesetzten Commission einstimmig für die Reste von Marien Antoinetten anerkannt worden ist. Aber auch ohne Wunder ist es natürlich nicht abgegangen. Der klare, durchdringende und umsichtsvolle Blick des Herrn von Blacas hat bei der Ausgrabung ein Strumpfband entdeckt, das von dem hohen Rathe gleichfalls einstimmig für das Strumpfband der enthaupteten Königin anerkannt worden ist. Der Himmel hat es vor Vermoderung sichtbar geschützt, um die jetzige freigeisterische und sündenvolle Welt zur Erkenntniß zu bringen. Das weißliche Knochenpulver nebst Strumpfband werden nun heut' zur Erbauung der Pariser in einem ungeheuern Kasten mit Kerzen und Rauchfaß durch die Stadt gefahren. Wahrscheinlich wird man diese unsterblichen Reliquien auf die Vendomesäule setzen, von der man den Napoleon herabgestürzt hat."

„Da hast Du es," sprach Camille zu seinem Bruder gewendet, „und in einem solchen Lande sollte ich es nur acht Tage noch aushalten?"

„Was den Frieden betrifft," fuhr Eugen fort, „den Seine Majestät Ludwig der Achtzehnte, durch Gottes und der Kosaken Gnade König von Frankreich, mit den Alliirten abgeschlossen, so möchte man vollends aus der Haut fahren. Die Bourbonen, um nur auf den Thron zu kommen, haben voller Erkenntlichkeit fast mehr gegeben, als man verlangt hat. Bis auf einige Brosamen haben wir Alles verloren, was seit mehr denn zwanzig Jahren mit so vielem Blute erkämpft worden ist. Noch nie ward Frankreich mehr gedemüthigt, als nach des Kaisers Sturz. Das Land haben wir verloren, die Ehre haben wir verloren, und

dafür alten ächten Adel und Pfaffen bekommen. Wahrhaftig, man muß sich schämen, ein Franzose zu heißen."

„Auf nach Elba," rief der Obrist, „heute lieber als morgen!"

„Die tiefste Demüthigung Frankreichs," erzählte Eugen weiter, „ward mir übrigens vor wenig Tagen aus Caulaincourt's Munde. In einer Unterhaltung mit dem Kaiser Alexander hat sich dieser verwundert, daß die Pariser ihren angebeteten Napoleon sobald vergessend, die Verbündeten mit Jubel empfangen und sie als Befreier begrüßen konnten und in Folge der beispiellosen Charakterlosigkeit der Pariser die Aeußerung gethan:

„Wenn ich den Kutusow auf den Thron Frankreichs gesetzt hätte, bin ich der festen Ueberzeugung, die Pariser würden gerufen haben: Hoch lebe Kutusow!"

„Eugen," fiel hier der Obrist in die Rede, „wenn Du mich lieb hast, so schweige; ich bitte Dich. Ich habe genug gehört, um meines eignen Vaterlands von Herzen überdrüssig zu werden. Ich mag nichts mehr hören."

„Zum Trost," fuhr Eugen fort, „muß ich hinzufügen, daß sich nur der Pöbel, der vornehme wie der niedere, die gerügten Infamien hat zu Schulden kommen lassen. Seid überzeugt, die Herzen von Millionen bluten gleich den unsern."

„Was hilft das," versetzte eifrig der Obrist, „ist es nicht Schande genug, wenn diese Millionen geduldig zusehen, wie der Pöbel triumphirt und das Vaterland erniedrigt?"

„Bereits beginnt der gesunde Volkswitz," erzählte Eugen, „seine Geißel gegen die Hauptverräther zu schwingen. Ein geschickter Karrikaturenzeichner hat aus dem Gesicht eines Fuchses die Physiognomie Talleyrand's sprechend ähnlich herausgebracht. Desgleichen

ist unser Dictionnaire durch ein neues Wort bereichert worden. Da nämlich Marmont vom Kaiser zum Herzog von Ragusa erhoben worden ist, so gebrauchen jetzt fast sämmtliche freisinnige Journale das Wort „raguser“ für „Verrath üben.“ So lange es also eine französische Sprache gibt, wird dieser Mensch gebrandmarkt dastehen.“

„Was macht sich ein Verräther daraus,“ sprach Camille; „warum hatte Niemand den Muth, den Ueberläufer unmittelbar nachdem er sein Verbrechen vollbracht hatte, niederzuschießen?“

„Aber,“ fuhr der Obrist nach einer Pause in dumpfem Tone fort, „dann hätte man, um gerecht zu sein, bei Einem nicht stehen bleiben dürfen. Ueberhaupt was die goldbedeckten Leute anbelangt, den innern Schmuz hat die vergoldete Uniform nicht bedecken können.“

Der Banquier war an das Fenster getreten und schaute düstern Sinnes auf die Straße hinab, als mit Einemmale ein seltsames Hinundwiederlaufen entstand. „Nieder mit den Pfaffen!“ tönte es von mehren Seiten, „ja nieder! nieder!“ antwortete es aller Orten.

Der Banquier hatte das Fenster geöffnet und schaute hinaus; auch der Obrist und Eugen, durch den Lärm aufmerksam gemacht, waren an die Fenster getreten.

Auf der Straße lief das Volk wie toll durcheinander.

„Was gibt's denn?“ frug der Banquier einem seiner Comptoirdiener, welcher eine Etage tiefer herausschaute.

„Der Pfarrer von .... will eine gestorbene Schauspielerin nicht einsegnen. Sie soll ohne den Segen der alleinseligmachenden Kirche beerdigt werden.“

„Warum denn?“ frug der Banquier.

„Als Schauspielerin,“ lautete die Antwort,

„habe der Pater erklärt, könne sie den andern guten Christen nicht gleichgestellt werden. Die Todte habe keinen Anspruch auf den Segen der Kirche. Der unermeßliche Leichenzug ist bereits bei der Kirche angelangt; aber die Geistlichkeit hat die Thüren verschließen lassen und verweigert jede kirchliche Ceremonie. Nun steht die Leiche unbeerdigt vor der Kirchthür. Der ganze Leichenconduct ist in Alarm, das Volk hat sich zusammen gerottet und ist eben im Begriffe, die Kirche zu stürmen."

„Da haben wir die Pfaffen;" rief der Obrist, „o ihr Schlangengezücht, hat man solchen Scandal unter dem Kaiser erlebt?"

„Eine Emeute, eine Emeute," rief Eugen aufgeregt, „da muß ich dabei sein. Lebet wohl, Onkels; es geht gegen die Pfaffen. Bald bin ich wieder hier und erstatte Euch Bericht. Adieu, Adieu!"

Mit diesen Worten eilte Eugen davon.

„Es ist wirklich erstaunlich," sprach der Obrist, „was sich das Sumpfgezücht gleich regt, sobald die Sonne erloschen und Nebel auf's Land gefallen ist. Diese Pfaffen fangen ganz da an, wo sie es vor der Revolution gelassen haben, und werden die gesunde Vernunft so lange chikaniren, bis man diese verwünschten Glatzen an die erste beste Laterne knüpft. Darauf kann ich aber nicht warten. Drum Adieu Frankreich, auf, nach Elba!"

Mit diesen Worten reichte er dem Banquier die Hand.

„Du hast Recht, mein Bruder," erwiederte dieser, indem er die dargebotene nicht ohne Rührung preßte, „wird's doch selbst mir unheimlich im Lande. Indeß würd' ich an Deiner Stelle den Gang der Dinge noch eine Zeit lang mit abwarten. Man kann nicht wissen,

wie sich die Sachen gestalten, und falls den Kaiser auf Elba die Zeit zu lang werden sollte, was ich nicht bezweifle —"

„Je nun," fiel der Obrist in die Rede, „so kehren wir nach Frankreich zurück; und dann mögen sich die dicken Bourbonen bei Zeiten auf den Weg machen. Jetzt aber will ich von der armen Henriette Abschied nehmen. Ich werde ihr das Sommerlogis auf Chateauneuf selbst vorschlagen. Es ist im besten Stande. Das liebe Schlößchen wird sich freuen, einmal von so einem liebenswürdigen Kinde bewohnt zu werden."

Mit diesen Worten begaben sich die Beiden nach den Zimmern Henrietten's.

Drittes Kapitel.

In reicher Lampenpracht strahlte das Palais Royal. Obschon der Abend bereits lange herabgesunken, schien doch hier das wahre Leben erst zu beginnen. In buntem Gemisch drängten sich die Uniformen von halb Europa durch die strahlenden, prachtvollen Säle. Die Etablissements des Herrn Bernard, welche sich unter den Arkaden von der berühmten Nummer 9 bis Nummer 18 erstreckten, waren überfüllt von den Generalstäben Wellington's, Blücher's und Alexander's, welche hier in dem Roulette und Trente-et-un zum Theil das Geld zurück gaben, das Frankreich an die Verbündeten zahlen mußte. Namentlich waren es die Englän-

der, welche sich durch eine ihres Rufs ganz würdige Generosität in der Zurückgabe auszeichneten.

Die Administration hatte übrigens auch Alles vereinigt, was die Fremden anlocken konnte. Um eilf Uhr des Nachts erschien der berühmte Abélard mit seinen famösen Chapons au riz und sättigte das siegreiche hier von Herrn Bernard besiegte Europa. Zwischen den Roulettes und Craps wurde soupirt. Die stets nach starken Emotionen gierigen Engländer speisten mit wahrer Wollust unter dem Accompagnement des Elfenbein- und Kupfergeklappers. Während der Festins überschwemmten die Odalisken des Palais Royal, überhangen mit dem Raube einer ganzen Welt, die Salons von Nummer 9. Der Generalstab von Europa schloß beim Dessert ephemere Ehen und erhob sich von der Tafel, um am grünen Tische den Mahlschatz der Phrynen zu gewinnen. Das Trente-et-un schickte sie aber in der Regel ohne Brautschatz heim.

Der Graf von Brienne wandelte mit Franzesco Arm in Arm die Säle auf und ab. Berauschende Orchestermusik wogte durch die Räume; in mehren Abtheilungen ward bereits getanzt.

„Ich bin des Auf- und Abschreitens überdrüssig," sprach der Graf, und die Beiden ließen sich auf einem Sopha nieder.

„Von hier," meinte Franzesco, „kann man die magischen Tische, diese Centralsonnen der gewinnsüchtigen Soldateska, recht behaglich überschauen. Seht dort den Blücher, der im Felde keinen Augenblick Ruhe hat, er steht bereits seit drei Stunden wie festgekittet, kein Auge von dem Würfel verwendend. Sein Gesicht scheint aber nicht das heiterste; der Schnurrbart zuckt etwas convulsivisch. Wahrscheinlich, daß diese Nacht ein Rittergütchen drauf geht. Wenn der

Marschall desperat wird, hat man Beispiele, daß er den Point zu tausend Louisd'oren gespielt. Der gute König von Preußen schenkt dem alten Haudegen ein Gut über das andre, aber es bleiben für diesen nur Luftschlösser, indem er sie größtentheils wieder verspielt."

Nach einiger Zeit frug der Graf:

„Gebt mir ein Mittel an, Franzesco, wie ich mir den Normand, diesen Tollkopf, vom Halse schaffe. Ich bin keine Stunde sicher, daß mich dieser von Neuem anfällt."

„Nun," frug der Italiener, „ist der Verhaftsbefehl nicht mehr gültig?"

„Leider nicht," erwiederte der Graf; „der Mensch gehört zur Suite des Corsen und auf polizeilichem Weg ist ihm nicht beizukommen."

„Ich würde ihn als Straßenräuber denunciren," sprach Franzesco, „hat er uns nicht auf offner Straße überfallen?"

„Ganz schön," replizirte Brienne, „aber dann käme die Geschichte mit der Bürgerdirne zur Sprache, welche meiner Braut um jeden Preis verborgen bleiben muß."

Nach einer Pause fuhr er fort:

„Für diese Bekanntschaft bin ich Euch auch wenig Dank schuldig. Ich habe nur Aerger mit dem einfältigen Dinge gehabt."

„Wäret Ihr nur ernsthafter," sprach Franzesco, „zu Werke gegangen, die Festung würde nicht gar zu lange widerstanden haben."

„Ich mußte riskiren," meinte der Graf, „die bornirte Dirne hätte sich ein Leids angethan."

„Und was wär's weiter gewesen," lachte der Italiener im gleichmüthigsten Tone, „dergleichen Exemplare gibt es mehr auf der Welt."

„Den jungen Montmorency," sprach nach einer Pause der Graf, „hat der Wütherich diese Tage in Grund und Boden geschossen. Ich begreife nicht, warum die Beiden zusammen gerathen sind."

„Unfehlbar auch wegen der Secretairs-Tochter," antwortete Franzesco, „wenigstens machte der Montmorency dem Mädchen gleichfalls den Hof."

„Der Zusammengeschossene," fuhr Brienne fort, „kann unter einem halben Jahre nicht an ein Aufkommen denken, wenn er nicht für's ganze Leben ein Krüppel bleibt. Gleichwohl ist dem Verräther ganz Recht geschehen, denn Niemand anders als er konnte von dem Verstecke Valerien's wissen und es dem Normand verrathen."

„Auf Euch, Herr Graf," sprach der Italiener, „mag Normand gleichfalls nicht gut zu sprechen sein. Er wird von Euch doppelte Rechenschaft fordern, wegen Valerien und Henrietten."

„Was die Letztere anbelangt," lächelte der Graf, „so ist das Bagatellesache. Daß ich das Bürgermädchen eine Zeit lang ausgezeichnet, lag in der Ordnung; aber es wäre von Henrietten und den Ihrigen mehr als eine ausschweifende Idee, zu glauben, daß ich das einfältige Kind heimführen würde als Gräfin von Brienne."

„Leider hegt aber in der durch die Revolution verdrehten Zeit," erwiederte Franzesco, „das Bürgervolk solche verkehrte Ideen. So ein Krämer, sobald er sich ein paar Geldsäcke erschachert, hat gar keinen Begriff, daß zwischen Bürger und Adel noch ein Unterschied stattfinde. Der junge Vormund, dieser Napoleonist ist nicht besser und wird gewiß Feuer und Flammen speien, wenn er erfährt, daß Ihr in dem Hofmachen bei seiner Demoiselle Cousine eine wohlthätige Pause und Abkühlung habt eintreten lassen."

„Darum helft mir ein Mittel ersinnen," wiederholte der Graf mit Lebhaftigkeit, „daß ich des unverschämten Plebejers los werde. Ihr besitzt aus Eurer polizeilichen Carriere noch genug Routine, diesen Menschen der neuen Polizei verdächtig zu machen und verdächtige Symptome an ihm wahr zu nehmen. Sorgt dafür, daß er sobald als möglich das Land verlassen muß. Ich werde, so lange er in Frankreich, ein geschicktes Incognito zu behaupten wissen; denn ich gestehe es Euch offen, ich mag mich als glücklicher Bräutigam nicht wie der arme Montmorency zusammenschießen lassen."

„An meiner Bereitwilligkeit zweifelt nicht," gab Franzesco zur Antwort; „auch glaube ich mit Sicherheit behaupten zu können, daß man dem Napoleonisten den Aufenthalt hierselbst so viel als möglich abkürzen wird. Also für jetzt habt Ihr Ruhe; nur fürchte ich —"

„Was fürchtet Ihr?" fiel der Graf in die Rede.

„Daß der junge Tollkopf über kurz oder lang einen Abstecher macht, Elba ist nicht zu weit."

„Könnten wir den Störenfried nicht für immer zur Ruhe bringen?" frug der Graf; „wie wäre es, wenn er für immer des Landes verwiesen oder auf andere Weise unschädlich gemacht würde?"

„Leider Gottes," seufzte Franzesco, „sind die schönen Zeiten der lettres de cachet vorüber; die schönen Augen Eurer Braut könnten sonst vortreffliche Dienste leisten. Auch leben wir nicht in Spanien oder in meinem gesegneten Vaterlande, wo man sich über die Hinwegräumung einer unbequemen Person nicht lange den Kopf oder das Gewissen zerbricht."

Die Beiden waren aufgestanden und gingen lange im Gespräch auf und ab.

„Was muß nur aus Valerie geworden sein?" frug der Graf.

„So viel mir bekannt, wohnt die ganze Familie, der dem Galgen entlaufene Papa hat sich nämlich auch wieder eingefunden, nicht weit vom Banquier Normand, bei welchem dermalen auch Herr Eugen sein Hauptquartier aufgeschlagen hat, wahrscheinlich, um seinem Liebchen hübsch in der Nähe zu wohnen und bei Henrietten den christlichen Tröster zu machen."

„Der reiche Banquier," erzählte Franzesco weiter, „ist im Anfange ob der Liebschaft seines Neffen mit der Tochter des davon gelaufenen Ministerialsecretair sehr entrüstet gewesen; das Schicksal seiner eignen Tochter hat ihn indeß etwas zahmer und demüthiger gemacht."

„Sollte man es glauben," fiel der Graf ein, „selbst unter der Bürgercanaille findet wieder Absonderungs- und Kastengeist statt!"

„Allerdings," gab Franzesco zur Antwort, „und weit schrofferer als zwischen Adel und Bürgerstand. Dieser bürgerliche Kastengeist ist über alle Maßen erbärmlich, denn er gründet sich einzig und allein auf die numerische Stärke des Vermögens."

Noch lange Zeit wanderten die Beiden im Gespräch durch die glänzenden Säle und besprachen sich über die Mittel, den Eugen unschädlich zu machen, und ihm die Macht zu nehmen, damit er nicht über kurz oder lang von dem Grafen Rechenschaft fordere.

Viertes Kapitel.

In dem freundlich gelegenen Schlößchen Chateauneuf, welches dem Obrist Normand gehörte, war es seit einiger Zeit recht lebhaft geworden. Man vernahm oft durch die stillen Räume die commandirende Stimme des neuen Major-Domus, des alten Barbanegre. Seit dieser Gardist des Kaisers Napoleon das Commando übernommen, ging im Schlosse Alles nach der pünktlichsten Ordnung und er übte eine strenge Disciplin.

Aber auch an schönen Bewohnerinnen fehlte es nicht. Henriette wohnte bereits seit acht Tagen zu Chateauneuf, und durch Eugen's Vermittlung hatte die Cousine in Frau Larose und Valerien die angenehmsten Gesellschafterinnen gefunden. Namentlich waren es die beiden Mädchen, welche mit schwesterlicher Liebe an einander hingen, und dem Eugen gewährte es große Beruhigung und Freude, dieses Asyl aufgefunden zu haben. Er selbst stand im Begriff nach Elba abzureisen. Vergeblich waren alle seine Bemühungen gewesen, des Grafen von Brienne habhaft zu werden. Er beschloß daher, seine Angelegenheit mit diesem Räuber seiner Geliebten und Betrüger seiner Cousine für eine spätere Zeit aufzuschieben und war nach Chateauneuf gekommen, um Abschied von seinen Lieben zu nehmen.

Barbanegre hatte alle Anstalten getroffen, seinen Wohlthäter mit möglicher Feierlichkeit zu empfangen, und als Eugen in den Schloßhof sprengte, stand die gesammte männliche Schloßbewohnerschaft, aus einigen

Dienern, dem Gärtner nebst Burschen bestehend, unter Waffen und salutirte mit militairischer Grandezza. Der alte Gardist repräsentirte den General en chef und Kanonier in einer Person, indem er mit eigner Hand die drei Böller abbrannte, welche man auf seinen Befehl im Schloßhofe aufgefahren hatte.

Eugen sprang vom Pferde, grüßte freundlichst die aufgestellte Ehrengarde und umarmte den alten Waffengefährten.

„Ich bringe Dir keine erfreuliche Botschaft," sprach er, „meine Verwendung hat trotz aller Bitten nichts gefruchtet; der Kaiser ist so überfüllt mit Soldaten, daß er kategorisch erklärt, vor der Hand Niemanden mehr in seine Dienste zu nehmen."

„So," antwortete Barbanegre in militairischer Stellung, strich sich den Schnauzbart und das Weinen war ihm näher als das Lachen.

„Der Kaiser," fuhr Eugen tröstend fort, „dankt Euch freundlichst und läßt sagen, wenn Ihr ihn in Frankreich nicht vergäßet, so wäre das eben so viel werth, als wenn Ihr auf Elba exercirtet. Also, Alter. nicht verzweifelt; es kommt noch eine Zeit, wo der Kaiser seine Grenadiere von Marengo brauchen wird."

„Das gebe Gott," sprach Barbanegre, und wischte sich eine Thräne aus dem Auge; „ich kann einmal von dem Manne nicht lassen. Es ist mein Vater, mein Sohn, meine Lebensluft."

Henriette, Valerie und ihre Mutter eilten Eugen entgegen. Henriette, welcher der Verrath des Grafen endlich nicht länger hatte verheimlicht werden können, war anfangs wie eine gebrochene Blume zusammen geknickt. Nur nach und nach hatte sich das Mädchen etwas erholt, doch stand ihr stilles Leiden auf ihrem bleichen Antlitz noch lesbar geschrieben. Valerie dagegen blühte

wie eine junge Rose. Hauptsächlich war es ihrem himmlischen Gemüthe und ihrer liebenden, hingebenden Schwesterlichkeit gelungen, der Freundin lindernden Balsam auf das blutende Herz zu träufeln.

Eugen wußte den Frauen, unter zarter Berücksichtigung Henrietten's, vielerlei Neues aus der Hauptstadt mitzutheilen. Er hatte selbst die neuesten Modezeitungen und einige interessante Lectüre mitgebracht.

„Sind wir denn die garstigen Baschkiren und Kalmücken noch immer nicht los?“ frug Valerie.

„Gott sei Dank,“ antwortete der Jüngling, „Asien macht sich endlich zum Aufbruche fertig. Binnen kurzer Zeit ist Frankreich geräumt; ob es aber da viel besser werden wird, ist sehr zu bezweifeln. Die Bourbonen machen sich durch ihre verkehrten und unzeitgemäßen Maßregeln täglich mehr verhaßt; der alte Adel schwimmt oben auf, die Pfaffen treiben ihr Wesen und die alte heldenvolle, narbenbedeckte Armee wird mißhandelt, verhöhnt und verabschiedet. Man stößt ihren Ruhm zurück, mißkennt ihre Dienste, übergibt die, welche dem Vaterlande Milliarden erkämpft, der Dürftigkeit, und unter den von Thränen der Wuth gerötheten Augen der stolzen Grenadiere Napoleon's läßt man die glänzenden Puppen der königlichen Haustruppen paradiren. Aber in den ausgehungerten Busen jener Grenadiere schlagen Löwenherzen, und wenn des Abends die Sterne hervortreten, blicken die Augen von Millionen nach jenen Sternen, welche über Elba leuchten. Der alte Barbanegre hat von Glück zu sagen, daß er alle diese Schmach wenigstens nicht mit anzusehen braucht. Der könnte es nicht ertragen, schlüge drein und wäre in kürzester Zeit erschossen. Ich selbst, wie sehr ich mich zu beherrschen bemühe, kann es nicht länger ertragen und da meine

Angelegenheiten besorgt, werde ich nächster Tage nach Elba aufbrechen. Onkel Camille ist schon voraus."

Die letztern Worte hatten aber bei den Frauen sichtbare Betrübniß hervorgerufen.

„Ist es denn keine Möglichkeit, Eugen," frug Henriette, „daß Du Deinen Urlaub noch einige Zeit verlängerst? Wir sind so verlassen hier und alles Schutzes beraubt."

„Habt Ihr nicht den Barbanegre?" tröstete der Jüngling.

„Das ist wohl ein recht braves Haus," sprach kleinlaut Valerie, „aber wenn der nur den Namen Elba hört, wird er ganz unruhig, und wenn auch Du abgereist bist, sind wir keine Stunde sicher, daß er Dir über alle Meere nachschwimmt."

„Unbesorgt," lächelte Eugen, „der Alte hat mir sein Wort gegeben, seine Schutzbefohlenen nicht zu verlassen, und das hält er, darauf verlaßt Euch."

Barbanegre, nachdem er seine Armee hatte abtreten lassen, kam jetzt des Weges daher.

„Nicht wahr, mein Alter," frug Eugen, „ein braver Soldat darf seinen Posten nicht verlassen?"

„Allerdings, Capitain," war die kategorische Antwort.

„Nun, Chateauneuf ist Dein Posten," fuhr der Jüngling fort.

„Ich vertheidige ihn gegen halb Europa," sprach der Gardist.

„Wenn aber nun," frug Eugen lächelnd, „der kleine Korporal auf Elba fragt, wo bleibt Barbanegre?"

„Dann sprenge ich," war die ruhige Antwort, „das Nest in die Luft, damit es nicht dem Feinde in die Hände fällt und gehe zu meinem Kaiser."

„Schöne Aussichten," sprach Frau Larose; die bei-

den Mädchen aber geriethen ob der kategorischen Antwort in große Aufregung.

„Da müssen wir wohl auch mit in die Luft?“ frug Valerie.

„Das bleibt sich gleich,“ antwortete Barbanegre.

Eugen hatte jetzt Mühe die Mädchen zu beruhigen. Als er zufällig aufblickte, wehte eine majestätische dreifarbige Fahne auf der Zinne des Schlosses.

„Aber Barbanegre,“ sprach er mit rügendem Ernste, „bist Du von Sinnen?“ und er zeigte nach dem flaggenden Tricolor.

„Es ist Frankreichs Fahne,“ erwiederte gleichmüthig der Alte, „sie muß Euch erquicken wie die Quelle in der Wüste.“

„Sogleich wird diese Flagge herabgenommen,“ gebot der Jüngling streng.

Der alte Gardist schwenkte mechanisch rechts ab, den Befehl zu vollstrecken, aber im Abmarschiren murmelte er für sich:

„Der darf nach Elba und ich nicht. Ist's nicht himmelschreiend?“

Bald erblickte man ihn auf der Zinne des Schlosses, wo er seine Fahne herabnahm und mit großer Sorgfalt zusammen wickelte. Wiederholt standen dem Alten bei diesem Geschäfte die Thränen in den Augen.

„Sieh',“ sprach ängstlich Henriette, „der Barbanegre begeht lauter unüberlegte Dinge; wie gut wäre es, wenn Du bei uns bliebest.“

Valerie schaute mit einem Blick voller Himmel zu dem Jünglinge empor.

„Nicht wahr,“ frug sie mit bezaubernder Stimme, „Du bleibst bei uns? Denk' nur,“ fuhr sie in drolligem Tone fort, „der Barbanegre ist im Stande, mit

seiner Armee dem Könige den Krieg anzukündigen und macht uns am Ende zu Amazonen."

Eugen lachte und beruhigte.

„Der Pariser Onkel," sprach er, „kommt alle Wochen zweimal auf Besuch, der sieht schon auf's Recht. Was mich betrifft, so darf ich nicht bleiben, der Kaiser hat mein Wort, auch dürfte mein Aufenthalt in Frankreich durch mancherlei Chikanen verbittert werden."

„Aber Du hast ja uns," sprach traurig Valerie, „wir wollen Alles thun, Dir die Leiden des Vaterlandes vergessen zu machen."

„Freilich," fuhr sie nach einigem Nachsinnen fort, „Du hast dem Kaiser das Wort gegeben; aber doch nicht auf zu lange Zeit?"

„Ich komme schon zuweilen auf Besuch, und finde ich das Leben auf Elba für Euch einigermaßen erträglich, soll mich keine Mühe dauern, Euch sobald als möglich nachzuholen."

Eugen ging mit den Frauen noch lange Zeit die duftenden Gänge des Schloßparks auf und nieder, welche im ersten Schmucke des jungen Frühlings prangten.

Das Gespräch kam unter andern auf die Reise Napoleon's von Fontainebleau nach Elba, von welcher Eugen gar Viel zu erzählen wußte.

Fünftes Kapitel.

In den weiten und schattigen Räumen des Palais Royal strömte die Volksmenge in buntem Gemisch durch einander. Alle politischen Factionen der damaligen Zeit fanden hier mehr oder weniger ihre Repräsentanten.

Trotzig und mit finstern Blicken schritten die entlassenen und auf halben Sold gesetzten Soldaten der kaiserlichen Armee einher. Ihre Uniform, die viele Schlachten gesehen, war verblichen und zum Theil an vielen Stellen schadhaft geworden. Die alten Helden mußten froh sein, wenn sie einen halben Schoppen sauern Weins an sich bringen konnten, während an reichbesetzten Tafeln der alte emigrirte Adel schwelgte und mit Verachtung auf die hungernde und zerlumpte Soldateska herabschaute. In reicher, goldüberladner, aber geschmackloser Uniform wandelten die neu organisirten königlichen Haustruppen übermüthig auf und ab; ihre Officiere bestanden aus lauter Adeligen. Zeitungsträger und Brochürenverkäufer trieben sich unablässig durch die Menge, während Bilderkrämer, Guckkastenmänner, Marionettenspieler, Savoyardenknaben durch unaufhörliches Geschrei die Schaulustigen herbeizulocken suchten. Musik tönte aller Orten, und überall vernahm man nichts als die beiden Lieder:

„Charmante Gabriele“ und
„Vive Henri quatre,“

welche in unerträglicher Einförmigkeit fortwährend mit einander abwechselten.

Das Volk, der beiden bourbonischen Lieder wie der Bourbonen selbst von Herzen überdrüssig, ermangelte nicht, seiner Galle in reichen Spott- und Witzworten Luft zu machen.

Ein Leierkastenmann, welcher gleich am Eingange des Palais Royal Posto gefaßt hatte, orgelte ununterbrochen sein Charmante Gabriele.

„Kerl,“ sprach ein alter Kaisergardist, eine Heldengestalt in grauer Capotte, „leiere zum Teufel einmal was Frisches. Man kriegt Ohrenzwang von dem ab-

geschmackten Liede! Wer war denn die Canaille, diese scharmante Gabriele?“

„Quelle horreur!“ schauderte eine Dame aus der Faubourg Saint Germain, welche am Arme eines gepuderten Marquis dahin schritt und die Worte des Gardisten vernommen hatte, „welch' ein frevelndes Ungeheuer!“

„Was sagen Sie, meine Gute und Liebe?“ frug in süßlichem Tone der Marquis, der etwas schwer hörte, sich zu seiner Begleiterin hinabneigend.

„Ha, es ist entsetzlich,“ fuhr die Dame fort, „solche Lästerung!“

„Mein Gott, Königin meines Herzens, welche unwillkürliche Aufregung?“

„Dieser Barbar da,“ erklärte die Dame, „er weiß nicht, wer Gabriele war.“

„Traurige Beschränktheit des Geistes und Wissens,“ begann der Gepuderte mit Pathos, „hier verlangt es der Patriotismus, diesem in Finsterniß Einherwandelnden einige Aufklärung zukommen zu lassen.“

Mit diesen Worten tippte er den Gardisten auf den Arm.

„Pfui,“ sprach heimlich die Dame, „den Pöbel anzurühren!“

Der Gardist wandte sich und frug? „Was beliebt?“

„Die überausreizende und allerfürtreffliche Gabriele, von welcher dieses unsterbliche Lied singt,“ erklärte der Marquis, „war die angebetete Freundin Seiner Majestät unsers großmächtigsten, allerchristlichsten und allerseligsten Königs Heinrich des Vierten.“

„Seine Frau?“ frug der Gardist.

„Nicht doch,“ fuhr der Gepuderte fort, „seine Freundin. Die Genossin seines großen edelmüthigen Herzens.

„Eine schöne Freundschaft,“ brummte ungläubig der Grenadier.

„Seine Maitresse war's, seine Maitresse war's!“ rief ein vorlauter Gamin, der dem Gespräch zugehört.

„Und davon erzählt man heutzutage noch?“ frug der alte Krieger; „der gute Heinrich der Vierte hätte auch was Gescheuteres thun können, als Maitressen zu halten.“

„Hinweg, hinweg,“ drängte die Dame aus der Faubourg Saint Germain, „ich ersticke!“

„Sie haben Recht, meine Theuerste,“ sprach, seine Begleiterin hinwegführend, der Marquis; „das Volk ist in der kurzen Zeit, seit Frankreich an seinen legitimen Königen verwaist war, furchtbar verwahrlost. Wenn nicht die fromme Geistlichkeit alle ihre Macht aufbietet, weiß ich nicht, wie das werden soll. O ihr schönen Zeiten des großen Ludwig, wo seid ihr hingeschwunden! Denken Sie sich meinen Schrecken, Gute und Liebe, unser herrliches Bellvillage, so lieblich an der sanft dahin schlängelnden Loire gelegen, in dessen schattigen Laubgängen wir in dem freundlichen Herbste von 1783 so viele zärtliche Stunden verlebt vom Morgen bis zum sterbenden Abendrothe, wo ich schon als Kind stets die ersten Blumen des Frühlings für Adelaide, Vicomtesse von Clary brach, meiner todten, aber nimmer vergessenen Geliebten, gehört jetzt — erschrecken Sie nicht, meine Theuerste, gehört jetzt einem filzigen Fabrikherrn. Niedergerissen sind die hohen Hecken, die so oft unsre zärtlichen Seufzer belauscht, wenn ich Ihnen vorlas aus dem idyllischen Florian; Dampfmaschinen brausen in den Gewächshäusern, und wo einst die herrlichen Tulpen aus Harlem leuchteten auf den sauber gefurchten Beeten — Himmel, meine Theuerste, was steht da —“

„Heraus, Marquis," frug zitternd die Dame, „welche Schandthat der Natur —?"

„Kartoffeln, Theuerste!" hauchte der Marquis mit ersterbender Stimme.

„Kartoffeln!" schrie die Vicomtesse, „cölnisches Wasser, ich sterbe."

„Kartoffeln," wiederholte dumpf der Emigrant. „Was hilft es mir, wenn auch der jetzige Besitzer nach dem weisen Gesetze, das der Minister Blacas nächstens zum Vortrag bringen wird, mein Gut mir abzutreten gezwungen ist, den Kartoffelgeruch bringe ich im Leben nicht wieder heraus. O Vaterland, was ist aus dir geworden!"

„Ha," rief plötzlich die Begleiterin und fuhr von Neuem zusammen.

„Schon wieder, Gute und Liebe," frug erschrocken der Marquis, „welch' neuer Schreck?"

„Da, da," sprach die Vicomtesse und zeigte mit abgewandtem Gesicht nach einem Phaeton, der so eben vorüberfuhr und worin eine Dame saß.

„War das nicht die Ney?" frug sie aufgeregt.

„Wohl möglich, meine Theuerste."

„Die Bäckerstochter!" rief schaudernd die Vicomtesse.

„Ja man sieht's der Frau gleich an," erwiederte der Marquis, „Pöbel bleibt Pöbel und verläugnet sich nie."

„Und kommt aus den Tulierien," rief die Begleiterin halb außer sich, „die Bäckerdirne!"

„Leider, leider," seufzte der Marquis, „unser guter König ist viel zu liberal; er schmeichelt dem Pöbel, das ist nicht gut. Doch," fügte er tröstend hinzu, „die Angoulème wird Alles wieder in's Gleis bringen."

„Bürgerliche Creaturen in den Tuilerien," fuhr die Vicomtesse mit stillem Entsetzen fort, „am Hofe Ludwig des Achtzehnten, o wären wir fern von Frankreich gestorben!"

„Gute und Liebe," meinte der Marquis, „nicht verzweifelt, ein scheu gewordenes Pferd ist nicht im Augenblicke zur Vernunft zurück zu führen. Es braucht neuer Dressur. Die Minister haben den besten Willen; ein guter Anfang ist schon gemacht; die Haustruppen werden nur von altem Adel commandirt, ich selbst habe drei Cousins darunter; eine Elite, wie sie lange nicht über die Erde gegangen. Da soll einmal kommen die berüchtigte alte Garde des Tyrannen, dieses Lumpengesindel, ein Bataillon Haustruppen, gut Geblüt an der Spitze, jagt jene Straßenräuber über alle Berge."

Die Zwei verschwanden im Gedränge.

Ein Zeitungsleser war auf den Tisch gesprungen und theilte an einen zahlreich umherversammelten Zuhörerkreis den neuesten Stand der politischen Angelegenheiten mit.

„Die neuesten Nachrichten vom Wiener Congreß," las er. „Gestern, Montags großes Diner bei Seiner Durchlaucht dem Fürsten Metternich. Ihre Majestäten, die beiden Kaiser von Rußland und Oestreich, sowie Seine Majestät der König von Preußen beehrten das seltene Fest durch ihre allerhöchste Gegenwart. Lange sah Wien nicht solchen Glanz in ein und demselben Hotel vereinigt. Die allerhöchsten Herrschaften verließen das Fest, welches dem Geschmacke und Kunstsinne des durchlauchtigsten Festgebers zu hoher Ehre gereicht, mit hoher Zufriedenheit. Man hat Seine Majestät, den Kaiser von Rußland lange nicht so heiter gesehen."

„Weiter, weiter!“ rief das Volk. Der Vorleser fuhr fort:

„Abends Ball in den Appartements der Kaiserin von Oestreich. Dienstags, solenne Spazierfahrt der allerhöchsten Herrschaften und des diplomatischen Corps nach Schönbrunn. Diese Partie, wo dem östreichischen und ungarischen hohen Adel Gelegenheit gegeben ward, seine Pracht und seinen Luxus im höchsten Glanze zu zeigen, ward von der herrlichsten Witterung begleitet. Abends Ball beim russischen Gesandten. — Mittwoch, Dejeuner dansant beim Fürsten Esterhazy. Ein wahres Feenfest. Wem das hohe Glück ward, diesem Feste beizuwohnen, weiß nicht, was er mehr bewundern soll, die treffliche Einrichtung des Festins oder die Anmuth des Wirthes, welche alle Anwesende bezauberte.“

„Nun kommen wir zum Donnerstage,“ brummte ein alter Invalid mit einem Beine.

„Donnerstag,“ fuhr der Vorleser fort, „Großes Mittagsessen in der Hofburg. Abends Feuerwerk im Prater und Festspiel. Die sinnige Anordnung des letztern hat alle davon gehegte Erwartungen übertroffen.“

„Politik wollen wir hören,“ rief das Volk, „was kümmern uns die Schmausereien!“

Der Vorleser aber ließ sich nicht stören und las weiter:

„Freitag. Großes Souper nebst Ball beim preußischen Gesandten. Zu allgemeiner Betrübniß bemerkte man, daß Seine Majestät der Kaiser von Oestreich durch eine Unpäßlichkeit abgehalten war, dem Gastmahle beizuwohnen.

„Nach dem Souper Tanz.“

„Bomben Element,“ brummte der Stelzfuß, „der Congreß geht nicht, er tanzt.“

„Nieder mit dem Vorleser," schrie das Volk, „er hat uns zum Narren, nieder mit ihm!"

„Meine Herren," replicirte der Bedrohte, „hier steht es schwarz und weiß, ich kann nichts Andres lesen, als was hier steht. Indeß Geduld, Privat-Mittheilung aus Wien."

„Hört, Privatmittheilungen, laßt ihn weiter lesen!" rief die Menge.

Der Vorleser fuhr fort:

„Wien den ..... Gestern bei der glänzenden Soirée des Grafen Stadion, auf welcher auch Seine Majestät der Kaiser von Rußland zu erscheinen geruhten —"

„Schon wieder Soiréen," schrieen viele Stimmen, „jetzt keine Barmherzigkeit mehr!" Und verschiedene kräftige Arme griffen nach den Füßen des Vorlesers, ihn von dem Tische herabzuwerfen.

„Nur einen Augenblick Geduld," protestirte dieser, „jetzt kommt was ganz Wichtiges."

„Was da," tönte es von mehren Seiten, „er will uns von Neuem zum Narren haben. Nieder mit ihm!"

„Nein, laßt ihn zu Ende lesen," riefen andre und der Zeitungsleser rief mit erhabener Stimme: — „zu erscheinen geruhten; auch Seine Durchlaucht der Prinz von Talleyrand, der französische Bevollmächtigte befand sich auf besagter Soirée."

„Hört, Talleyrand," erscholl es ringsum im Kreise, „still, was ist's mit diesem Spitzbuben?"

„Man bemerkte," las jener weiter, „wie sich Seine Majestät der Kaiser von Rußland in einer Fenstervertiefung eine volle halbe Stunde auf das Angelegentlichste mit dem Fürsten von Benevent unterhielt."

„Dieser wird dem guten Kaiser schöne Nasen aufgeheftet haben," riefen mehre Stimmen.

„Man vermuthet allgemein," fuhr der Leser fort, „daß die polnische und sächsische Frage der Gegenstand dieser Unterredung gewesen ist."

„Vivat, die Polen und Sachsen sollen leben," tönte es von vielen Seiten.

„Nieder mit den Sachsen," riefen Andere, „sie haben uns bei Leipzig verrathen!"

„Man erzählt sich nämlich," las der Vorleser, „daß Rußland Polen, Preußen Sachsen als Entschädigung für den Krieg verlangten."

„Nieder mit Russen und Preußen," schrie das Volk, „das geben wir nicht zu!"

„Auch soll Talleyrand gegen diese Einverleibung protestirt haben."

„Bravo, Talleyrand!" tönte es.

„Meine Herren," belehrte ein junger anständig gekleideter Herr, „glauben Sie, daß Talleyrand aus Rechtsgefühl protestirt hat?"

„Das glauben wir auch nicht," riefen Viele, „aber warum nimmt sich dieser Fuchs der Polen und Sachsen an?"

„Das will ich Ihnen sagen," fuhr der junge Mann fort, „es ist immer Politik des französischen Cabinets gewesen, Rußland nicht allzumächtig werden zu lassen; und was Deutschland betrifft, so verlangt es dieselbe Politik, daß einzelne Staaten dieses Landes die kleineren nicht aufessen, woraus allmälig Ein einziges Deutschland entstehen würde, zum größten Nachtheile für Frankreich, das in der Zerstückelung des deutschen Reichs seinen Vortheil findet."

„Der hat's studirt," lobten Mehre aus der Menge.

„Steht denn nichts von Elba in der Zeitung?" frug ein junger Mann den Vorleser.

„Ja Elba! Elba!“ rief Alles begeistert wie aus einem Munde.

„Nicht viel von Bedeutung,“ war die Antwort, „der Kaiser hat bereits eine Eroberung gemacht.“

„Wie, was, Eroberung?“ frug man.

„Er hat mit vierzig Mann seiner Garde eine kleine unbewohnte Nachbarinsel von Elba in Besitz genommen.“

„Ha, die Garde!“ rief es.

„Sagt' ich's nicht,“ sprach ein Haarkräusler, „der kleine Korporal hält nicht Ruhe.“

„Wie befindet sich sonst der Kaiser?“ frug der junge Mann.

„Ja, wie befindet er sich, was treibt er, wie geht's ihm?“ wiederholten fast sämmtliche Umherstehende.

„Seine Majestät,“ erwiederte der Vorleser, „erfreuen sich des erwünschtesten Wohlseins.“

„Das ist schön, herrlich!“ jubelte das Volk, „Vive l'emp“ —

„Pst!“ mahnten mehre Stimmen, „dort kommen Gensd'armen.“

„Was kümmern uns die Gensd'armen, nieder mit den Gensd'armen! hoch der —“

„Ruhe, Ruhe!“ scholl es von mehren Seiten.

Der Vorleser erzählte weiter:

„Ihre kaiserliche Hoheit, die Prinzessin Borghese und die Mutter des Kaisers befinden sich auf Elba, Napoleon in seiner Einsamkeit die Zeit vertreiben zu helfen.“

„Brave Pauline! Brave Mutter!“ schrie das Volk, „hoch! die ganze kaiserliche Familie soll leben und der Kaiser oben an!“

Gensd'armen erschienen und trieben den Haufen auseinander.

Der Leiermann am Eingange spielte wieder die Melodie:

„Charmante Gabriële“
und sang in kreischendem Tone den Text dazu.

Der Zeitungsvorleser und der junge Mann, welcher Talleyrand's Politik enthüllt hatte, standen im Begriff, das Palais Royal zu verlassen. Sie gelangten durch das Volksgewühl bis zu dem Leiermann.

„Kerl, blöke nicht so ohrenzerreißenden abgeschmackten Chanson,“ sprach der eine, „hier ist ein Frankstück, so spiele zur Abwechslung einmal das „ça ira.“

„Monseigneur,“ entschuldigte sich der Handorgelspieler, „das „ça ira“ hab' ich schon seit länger denn zehn Jahren herausnehmen müssen. Es liegt aber wohlverwahrt zu Hause. Wird auch seine Zeit kommen; jetzt muß man die „Gabriele“ spielen und den guten „Henri quatre“, so man was verdienen will. Beide Stücke kosten mich baare achtzehn Franken; man muß mit der Zeit fortschreiten, ich kaufte sie noch unter der provisorischen Regierung und habe manchen Sou damit verdient.“

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als ganz in der Nähe in einer der brillantesten Restaurationen ein großes vollstimmiges Orchester das „Charmante Gabriële“ zu executiren begann und an hundert daselbst befindliche Personen mit vollen Kehlen das Lied anstimmten.

„Das halt' ein andrer aus,“ rief der Zeitungsvorleser und seinen Begleiter unterm Arm nehmend drängte er sich durch das Gedränge, um sobald als möglich das Palais Royal im Rücken zu haben.

Die Sänger, welche in der glänzenden Restauration das bourbonische Lied angestimmt hatten, bestanden fast sämmtlich aus Emigranten und exaltirten Royalisten. Man beging die Nachfeier der Verlobung des Grafen Alphons von Brienne mit der Gräfin Choiseul. Auch der Ritter Leon und Franzesco befanden sich unter der Gesellschaft. Der ganze brillante Speisesaal war

auf geschmackvolle Weise mit weißen Fahnen, Lilien und andern Emblemen der Bourbonen geschmückt.

Als der Gesang zu Ende war, begann man zu politisiren.

Während die durch den Champagner begeisterten Ultra's eine reactionaire Maßregel nach der andern zur Sprache brachten und hochleben ließen, ward durch einen Diener dem Italiener Franzesco ein versiegeltes Billet überreicht, welches dieser sogleich erbrach. Kaum hatte er das Schreiben zu Ende gelesen, als er mit sichtbarer Unruhe den Grafen von Brienne abseit der lärmenden Gesellschaft in die Vertiefung eines Fensters zog.

„Unser Unternehmen," sprach hier Franzesco, „ist fehlgeschlagen."

Der Graf erbleichte. Der Italiener fuhr fort:

„Es ist unbegreiflich, wie diese vier Bullenbeißer nicht herzhafter zu Werke gegangen sind; ich hatte die tüchtigsten aus Maubreuil's Schaar ausgesucht. Zwei sind gar zum Teufel gegangen und liegen todt auf dem Platze, die andern haben schwer verwundet Paris erreicht."

Der Graf wußte vor Schrecken kein Wort zu erwiedern; er war vollkommen nüchtern geworden, und alle Farbe aus seinem Gesicht entwichen.

„Und der Normand?" frug er endlich stammelnd.

„Ist mit einer leichten Armwunde davon gekommen und befindet sich dermalen gleichfalls in Paris."

„Hölle und Teufel!" rief jetzt der Graf, „da bin ich keine Stunde sicher. Ich muß auf der Stelle in mein Versteck zurückkehren."

„Allerdings," antwortete der Italiener, „aber hoffentlich nur auf sehr kurze Zeit. Ich bürge dafür, daß Normand keine achtundvierzig Stunden in Paris verweilen darf."

„Aber wie konnte dieser wohlberechnete Angriff nur mißlingen?" frug Brienne.

„Laut diesem Schreiben," erzählte Franzesco, „trägt der Exsecretair Larose allein die Schuld. Dieser nichtsnutzige Federheld soll wie ein Löwe gekämpft und dadurch den Normand, der sich des plötzlichen Ueberfalls im Walde nicht versehen, gerettet haben; er ist bei der Geschichte ebenfalls zum Teufel gefahren."

„Wie, der Larose auch todt?" rief der Graf von Neuem erschrocken, „so ist kein Zweifel, daß die Sache anhängig wird."

„Das wäre das Geringste," meinte der Italiener, „ein Raubanfall ist in jetziger Zeit nichts Seltenes. Unsre Bullen gelten für Straßenräuber; zum Glück befindet sich von den Lebenden keiner in den Händen der Justiz. Wir bleiben demnach ganz scharmant aus dem Spiele."

„Aber wird der Normand nicht Anzeige machen?" frug der Graf.

„Ich glaube kaum," antwortete Franzesco, „dem ist die Zeit in Paris gemessen und falls er auch den Ueberfall zur Kenntniß der Gerichte bringt, so ist's ein Raubanfall gewesen und die Sache hat weiter nichts auf sich."

„Wie verhält sich denn das Nähere dieser so heillosen verunglückten Unternehmung?"

„Laut diesem Schreiben," sprach der Italiener, „sehr einfach. Unsre vier Buben standen wohlpostirt im Walde von Versailles, welchen Normand passiren mußte. Auf meinen ausdrücklichen Befehl hatten sie sich reichlich mit Pistolen versorgt, denn ich sah voraus, daß, wenn es zum Handgemenge käme, die Unsern den Kürzern ziehen müßten, da Normand bei seiner unverschämten Tapferkeit im Stande ist, eine halbe Compagnie in die Flucht zu schlagen. Dieser Mensch langt auch zur bestimmten Stunde bei der Stelle an, wo die Vier im Hinterhalte liegen. Blos Larose und ein Reitknecht begleiten ihn. Eine Pi-

stolensalve erfolgt, Normand wird verwundet, sein Pferd bäumt sich und ist im Begriff durchzugehen, da kracht die zweite Salve; sie erreicht ihren Zweck gleichfalls nicht. Die Unsern nun, anstatt das Feuer zum Drittenmale zu wiederholen, stürzen hervor, in der Besorgniß, daß Normand ihnen entfliehen möchte. Kaum aber haben sie sich auf der Straße gezeigt, als Larose sein einziges geladenes Pistol abdrückt und einen der Unsern zu Boden streckt. Die übrigen Drei fallen nichtsdestoweniger muthig über Normand, der seines Pferdes noch immer nicht Herr werden kann, her. Wiederholt werden Pistolen auf ihn abgefeuert, ohne ihn zu verletzen; endlich dringt man mit dem Säbel in der Hand auf ihn ein. Sein Reitknecht, als er den wüthenden Kampf entstehen sieht, ergreift die Flucht und schon scheint Normand's letztes Stündlein gekommen, als der Teufel den Larose, welcher vom Pferde gesprungen, den Angreifenden in den Rücken fällt. Wie eine wüthende Bestie wirft er sich auf die Unseren, blos mit einem dünnen Stoßdegen bewaffnet. Er stößt dieses verfluchte Eisen dem Einen durch den Rücken, daß es vorn auf der Brust wieder herauskommt, und verwundet die beiden Uebrigen ziemlich gefährlich. Jetzt endlich ist es auch dem Normand gelungen, seinen Säbel zu ziehen, und den beiden Letzten bleibt nichts übrig, als so schleunig wie möglich in den Wald zu fliehen. Vorher noch drückt der Eine sein Pistol ab und schießt den Larose durch die Brust, daß er augenblicklich zusammenstürzt. Normand, der endlich vom Pferde gesprungen, denkt nicht an Verfolgung und ist nur mit dem erschossenen Larose beschäftigt. Dies ist der Hergang der Sache."

„Verflucht," rief der Graf, „nun sitzt mir dieser Mensch wieder auf dem Nacken und ich kann meines

Lebens nicht froh werden; warum wählten wir auch nur vier Leute; ihre Zahl war zu gering."

„Es waren übergenug, die kaiserliche Ordonnanz in die Ewigkeit zu spediren," entgegnete Franzesco; „aber wo der Teufel einmal sein Spiel treibt —"

„Ich halte es jetzt am Gerathensten," fuhr Brienne fort, „mich so unbemerkt als möglich zu entfernen und in mein Versteck zurückzukehren; ich bin ja keinen Augenblick sicher, daß der Normand hier im Palais Royal erscheint und Händel sucht, die mir nicht ungelegener als eben jetzt wären. Ihr werdet mich bei der Gesellschaft entschuldigen; wer nach mir fragt, ich bin auf unbestimmte Zeit verreist."

Der Graf entfernte sich durch eine Seitenthüre und Franzesco kehrte zu der weinfröhlichen Gesellschaft zurück. Hier hatte man bereits Frankreichs Schicksal entschieden. Man war um ein halbes Jahrhundert zurückgegangen und fand in dem Zustande vor der Revolution das alleinige wahre Wohlfahrtsprincip. Wieder spielte das Musikchor „Charmante Gabrièle" und erst tief in der Nacht trennte sich die royalistische Gesellschaft.

Sechstes Kapitel.

In der einfachen Wohnung eines abgelegenen Viertels von Paris saß Frankreichs großer Kriegsmeister, der Republicaner Carnot. Diesmal waren es nicht Karten und Pläne, welche seinen großen Schreibtisch bedeckten, sondern neue Regierungserlasse und Ordonnanzen des Königs Ludwig des Achtzehnten.

Je länger aber der General in diesen Schriften las, desto finstrer furchte sich seine Stirn, und eine nach der andern floh bald zerknittert in die Stube.

„Dieses Geschlecht bleibt unverbesserlich," sprach er endlich, „man sollte doch glauben, das zwanzigjährige Exil und die Noth habe die Bourbonen in Etwas gescheuter und umsichtiger gemacht; aber vergebens, sie sind die Alten geblieben."

„Tolle Maßregeln," fuhr er nach einer Pause fort; „kaum heimgeführt in's Vaterland durch die Protection von dreimalhunderttausend Bayonetten, treiben sie es schlimmer als zuvor. Ihren Bestrebungen nach soll es den Anschein haben, als sei gar keine Revolution über die Erde gegangen."

Der General versank in tiefes Sinnen.

„Den Kaiser," hub er wieder an, „sind wir allerdings los, aber was haben wir dafür erhalten? Ich bin in der Politik nie der Freund dieses großen Mannes gewesen; aber die Bourbonen für einen Napoleon! Die Sache ist zu lächerlich, als daß man sich wahrhaft ärgern könnte."

Der eintretende Diener meldete den kaiserlichen Ordonnanzofficier Eugen Normand.

„Mir herzlich willkommen," rief Carnot und stand eilig auf, den Jüngling zu empfangen.

Eugen, den einen Arm in der Binde, trat ein. Der General ging ihm entgegen und schloß ihn in seine Arme. Die Beiden hatten sich nicht gesehen und gesprochen, seit Carnot die Vertheidigung von Antwerpen übernommen.

„Ich bin eigentlich hier, um Abschied zu nehmen," sprach der Jüngling, als er neben Carnot auf dem Sopha sich niedergelassen hatte, „und anzufragen, ob Ihr, General, etwas nach Elba zu bestellen habt."

„Sagt dem Kaiser," gab Carnot lächelnd zur Antwort, „daß er nach Frankreich kommen und die dicken Bourbonen zu allen Teufeln jagen soll."

„Aber, apropos," fuhr er auf Eugen's Arm zeigend fort, „seit Ihr verwundet worden?"

„Allerdings," antwortete der junge Mann, „es herrscht dermalen eine löbliche Ordnung im Lande; auf meiner Rückkehr von Versailles ward ich von Straßenräubern auf die mörderischeste Art angefallen."

„Es geht direct auf die Zeiten der Raubritter zu," bemerkte Carnot, „nun fehlen nur noch Tortur, Hexenprocesse, Bastillen, Bartholomäusnächte und ähnliche humane Einrichtungen."

„Nur Geduld," erwiederte Eugen, „wenn Freund Blacas und die Angoulème noch ein Jahr so fortwirthschaften, können wir das Alles erleben. Die Jesuiten haben wir bereits, an Wundern fehlt es auch nicht, weder am Himmel noch auf Erden; in Nismes hat ein brillantes Kreuz am Himmel gestanden und in Avignon und Marseille masacrirt man die Protestanten nach Herzenslust. Mehr kann man in der kurzen Zeit nicht verlangen."

Carnot bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht.

„Ich habe ordentlich meine Freude daran," fuhr Eugen fort, „daß die Bourbonen so mannhaft zu Werke gehen.

„Nein, der Gedanke," sprach er nach einer Pause, „es ist zu einzig; hier die Bourbonen mit ihrem bepuderten, bezopften und gichtbrüchigen Emigrantenadel, Frankreich, die Vernunft, Erinnerungen, Ruhm und alles Hohe und Herrliche mißhandelnd und dort wenige Tagereisen auf seiner Felseninsel — Napoleon. Ich habe oft aus seinem Munde gehört: „du

sublime jusqu'au ridicule rien qu'un pas!" Wie wahr! wie wahr!"

„Habt Ihr meine Denkschrift an den König gelesen?" frug Carnot, wie aus einem Traum erwachend.

„Ja wohl, mein General," erwiederte der junge Mann mit Begeisterung, „wenn diese Offenbarung ihnen den Staar nicht sticht, sind sie verloren binnen Jahr und Tag."

„Das sind sie ohnedem," antwortete Carnot; „es ist so gut wie entschieden, daß es über kurz oder lang zu einer Krise kommen muß, oder Frankreich wäre nicht werth, daß es die Sonne beschiene."

„Wie," fuhr er nach einer Pause in aufgeregtem Tone fort und sein Gesicht überzog ein furchtbarer Ernst, seine Gestalt erhob sich, wie in jenen Zeiten, wo er im Wohlfahrtsausschusse gegen die Feinde der Freiheit donnerte, „das wäre der Lohn für die zwanzigjährige Blutarbeit, für das Schlachten der Guillotine, für das Morden zahlloser Schwerter und Kanonen, daß wir am Abend, ruhm- und wundenvoll, wie arme Sünder Buße thun sollten vor Junkern und Pfaffen? Wie, die Revolution, die Welterschütterin, sollte blos eine ephemere Blähung in dem Wanste des Feudalismus und der Hierarchie gewesen sein? Nun und nimmermehr; und wenn der schmachvoll erkaufte Friede nochmals in den Kauf gegeben werden müßte, die Nation darf diese Frevel nicht dulden!"

Carnot schritt lebhaft im Zimmer auf und ab. Er blieb wieder vor Eugen stehen.

„Noch leben die Elemente der Revolution frisch und kräftig," sprach er; — „man hat sie zwar in Keller gesperrt und die Oeffnungeu mit Mist ver-

stopft, aber das hat sie eben gesund und frisch erhalten. Ein Wink, und das Medusenhaupt von 93 schüttelt seine Mähnen furchtbarer denn je.

„Noch habe ich immer Anstand genommen," fuhr er nach einiger Zeit fort, „jene finstern Mächte herauf zu beschwören; die Verantwortung ist unermeßlich; ich habe den Bourbonen in meinem Memoire noch eine Bedenkzeit gegeben, aber so wahr ein Gott im Himmel lebt, wenn diese Zeit vorüber und diese Thoren nicht zur Vernunft gekommen sind, dann, wohlan, mag es kommen wie da will, ich werfe die Fackel in das Pulverfaß und pflanze die Blutfahne auf die Zinne der Notredame!"

Kaum hatte Carnot diese Worte gesprochen, als die Thüre aufging und die Generale Excelmann und Erlon in großer Aufregung in's Zimmer traten. Eugen war mit beiden persönlich befreundet, darum nahmen sie keinen Anstand, ihrer Entrüstung über das jetzige Regiment freien Lauf zu lassen.

„Ich koche vor Wuth," rief Excelmann, „so eben war Parade im Tuilerienhofe. Da stand ein Bataillon Haustruppen, bartlose Memmen; daneben eine Colonne schlachtergrauter Veteranen. Jener puppenhafte Bourbon, der Berry, der Heinrich den Vierten nachäfft, hält Musterung. Die Haustruppen schreien oder quäcken vielmehr wie toll ihr „Vive le roi"; in finsterem Schweigen steht die Granitcolonne; nicht ein einziger Ruf erschallt. Das wurmt natürlich den Berry; er läßt die Haustruppen defiliren und einige Schwenkungen vornehmen. Die Sache geht herzlich schlecht, aber seine königliche Hoheit ist entzückt über diese vollendete Taktik. Jetzt kamen die Veteranen an die Reihe; auch sie müssen rechts und links abschwenken, und mit welcher Meisterschaft sie das Exer-

citium auch ausführen, dem Nachkömmlinge Heinrich des Vierten ist Nichts recht. Er findet überall zu tadeln, wird immer eigensinniger und ungezogener, und treibt endlich die Frechheit so weit, daß er einen der Hauptleute, welcher nach seiner Meinung fehlerhaft commandirt hat, die Orden von der Brust reißt und sie in den Koth wirft. Ein dumpfes Murmeln lief bei diesem empörenden Anblick durch die Granitcolonnen; es bedurfte eines Wortes von Seiten dert obern Officiers, und von Seiner königlichen Hoheit war binnen wenigen Minuten nichts übrig, als ein paar blutige Lumpen."

„Es darf und kann nicht so fortgehen," sprach Erlon, „wenn wir auch den Kaiser nicht wieder bekommen, müssen doch diese Bourbonen aus dem Lande."

„Der Kaiser aber bleibt immer das Beste," meinte Excelmann; „durch eine freisinnige Verfassung von seinen Eroberungsplänen abgehalten, wüßte ich keinen trefflichern Regenten."

„Wie steht's denn mit Eugen Beauharnois?" frug Carnot, der zeither dem Gespräch mit Aufmerksamkeit zugehört hatte.

„Fouché hat an ihn geschrieben," antwortete Erlon, „aber nur sehr unbestimmte Antwort erhalten, so daß wir nicht wissen, wie wir mit dem Prinzen stehen."

„Wohlan," rief Carnot, „so sehe auch ich nur einen Ausweg, der Bourbonen ledig zu werden, und das ist der Kaiser."

„Ich stehe im Begriff," sprach Eugen, „nach Elba abzureisen, und würde mich sehr glücklich schätzen, von Euch Briefe an meinen Gebieter mitnehmen zu können."

„Wozu der unsichern Schreiberei," meinte Car-

not, „berichtet dem Kaiser von den hiesigen Zuständen, von unsern Ansichten und Gesinnungen; Napoleon wird dann am Besten selbst wissen, was er zu thun hat.“

„Vergeßt auch nicht,“ fügte Excelmann hinzu, „den Kaiser zu benachrichtigen, was aus mehrern seiner Marschälle geworden ist; daß zwei derselben unlängst keinen Anstand genommen, bei der Feier des heiligen Cyprian in Prozession zu Fuß durch die Stadt zu ziehen, die Wachskerzen in der Hand, wie arme Sünder. Was muß Europa von uns denken!“

„Darum kommt die Zeit zu handeln,“ sprach Carnot, „entweder wir siegen oder kommen um. Habt Ihr Lafayette in der jüngsten Zeit gesprochen?“

„Allerdings,“ erwiederte Excelmann; „der alte Nationalgarden-General will Nichts vom Kaiser wissen. Er träumt noch immer den alten Traum von Neunundachtzig, sein Ideal ist die Monarchie, umgeben von republicanischen Institutionen; spricht viel, ist reich an Theorie und guten Lehren, aber es entgeht ihm gänzlich die zum Durchbruche erforderliche Energie. Ich bin überzeugt, daß Lafayette mit den Bourbonen Frieden schließt, sobald nur Blacas abdankt und ein einigermaßen erträgliches Ministerium an die Spitze tritt.“

„Auch der Benjamin Constant, mit dem ich gestern sprach,“ meinte Erlon, „obschon er zur äußersten Linken gehört, kämpft lediglich gegen das Ministerium und scheint keine antidynastischen Ideen zu haben.“

„Das sind alles Halbschürige,“ rief Carnot, „mit ihnen können wir nichts machen. Jetzt heißt's, entweder oder; Napoleon oder die Republik; vor allen Dingen aber die Bourbonen aus dem Lande.“

Die drei Generale besprachen sich noch geraume

Zeit über diese Angelegenheit, bis Eugen sich verabschiedete und von einem Jeden Grüße an den Kaiser auf den Weg bekam.

Siebentes Kapitel.

In dem kleinen Dorfe, welches zu Chateauneuf gehörte, ward das Erntefest von den Landleuten mit vieler Heiterkeit gefeiert. Die beiden Mädchen, Valerie und Henriette, und Frau Larose hatten selbst die Blumenguirlanden gewunden, mit welchen die Pforten festlich geschmückt waren. Auf dem grünen Platze vor dem Dorfe tummelte sich Jung und alt fröhlich durch einander, während den beiden Fäßchen Moselwein, welche unter der großen Linde wie eine Batterie aufgefahren waren, fleißig zugesprochen wurde. Bunte Bänder wehten auf den Hüten der jungen Landleute; Musik ertönte; man glaubte sich in eine Florian'sche Idylle.

Nur der Festordner selbst, der alte Barbanegre, schien an der allgemeinen Heiterkeit wenig Theil zu nehmen und schritt, häufig mit sich selbst discourirend, finster durch die Menge.

„Aber, Barbanegre," frug Valerie, welche so eben kleine Geschenke an die Dorfjugend austheilte, „was ist Euch? Ihr habt Alles so allerliebst angeordnet und macht gleichwohl ein Gesicht, daß man sich fürchten möchte."

„O," erwiederte mürrisch der Alte, „ich habe einen Bock geschossen, der gar nicht wieder gut zu machen ist."

„Wie so denn?“ frug das Mädchen.

„Haben wir denn nicht in ein paar Tagen den funfzehnten August,“ meinte Barbanegre, „konnten wir die heutige Geschichte nicht dahin verlegen?“

„Mein Freund,“ erwiederte Valerie, „es ist gewiß sehr schön von Euch, daß Ihr des Kaisers so in Liebe gedenket, aber ein wenig mehr Vorsicht könnte Euch wahrhaftig nicht schaden. Neulich habt Ihr in der Schenke wieder Euer Vive l'empereur so laut ertönen lassen, als sollte es ganz Frankreich hören. Ihr wißt, daß dieser Ruf verpönt ist, und wie selbst unsre stille Gegend von Aufpassern nicht verschont ist. Bedenkt doch, daß Ihr nicht nur Euch, sondern auch uns, die Ihr schützen sollt, der größten Gefahr aussetzt; darum, Barbanegre, nicht wahr, künftig vorsichtig?“

Der alte Gardist hörte die Strafrede stumm mit an.

„Aber den Funfzehnten müssen wir doch feiern,“ hub er endlich an. „Was sollte der Himmel denken. Hat er nicht alle Jahre an diesem Tage von den Kanonen wiedergehallt? Vor'm Jahre noch in Dresden. Morgens war große Revue, Mittags großes Diner und Abends Feuerwerk. Ich lag mit dem Eugen in demselben Quartier.“

„Gab es da nicht zwei hübsche Wirthstöchter?“ frug Valerie etwas neugierig. „Waren sie wirklich so hübsch wie Eugen erzählt?“

„So viel ich mich aus jener pulverdampfigen Zeit besinne,“ erwiederte der Veteran, „waren es schmucke Dinger; besonders die jüngere, die mir zuweilen den Kaffee brachte, sah Euch so ähnlich, wie ein Ei dem andern.“

Von der Linde tönte jetzt lauter Gesang. Man hatte das Lied der Abreise angestimmt. Als man zu Ende, erscholl hin und wieder ein halb lautes Vive l'empereur!

„Hört Ihr Eure Zöglinge?“ sprach lachend Valerie; „sie sind nicht Herren ihrer Zungen; sorgt ja dafür, Barbanegre,,“ fügte sie ernsthafter hinzu, „daß die jungen Leute nicht aus den Schranken treten. Wir haben alle Ursache, mit Vorsicht zu Werke zu gehen.“

Barbanegre schaute nach dem Haufen hin; je länger er aber hinblickte, desto finstrer ward seine Stirn; „dort schleicht schon wieder das confiscirte Pfaffengesicht,“ murmelte er; „der Kerl ist mir zum Tod verhaßt.“

„Was hat der fromme Mann Euch gethan?“ frug Valerie.

„Frommer Mann?“ meinte Barbanegre, „schöne Frömmigkeit; ich wette, es ist so eine Art Spion, unser hiesiges Leben und Treiben zu beschnüffeln; aber sobald ich Etwas merke, kommt er nicht lebendig vom Platze.“

„Dieser Mann hat sicher nichts Böses im Sinne,“ erwiederte Valerie, „es ist ein entfernter Verwandter unseres Pfarrers und nur zu Besuch anwesend.“

„Ist mir auch der rechte, unser Herr Pfarrer,“ brummte Barbanegre, „wollte mich neulich coramiren, daß ich von seinen miserablen Predigten so wenig Notiz nähme; es wäre um ein ruhiges Sterbestündlein, meinte der Schlucker. Haben Sie das gehört, Fräulein, um ein ruhiges Sterbestündlein; die Fulminatrix hat in hundert Schlachten im Feuer gestanden und ich war Flügelmann, und dieser Pfaffe spricht von ruhigem Sterbestündlein.“

Valerie ward jetzt von Henrietten abgerufen. Die beiden Mädchen eilten nach einer kleinen in der Nähe gelegenen Terrasse, von wo man die Straße nach Versailles eine lange Strecke übersehen konnte. Ein Zweispänner, in dem man alsbald die Equipage des Banquier Normand erkannte, kam im schnellen Trabe daher. Henriette und Valerie eilten dem Ankommenden entgegen und bald befand sich der Banquier bei ihnen.

„Aber Himmel," rief Henriette, nachdem sie ihren Vater umarmt hatte, in besorgtem Tone, „ich sehe Dir's an, Du bringst uns keine gute Botschaft."

„Allerdings nicht," erwiederte der Banquier, in dessen Zügen sich unverholene Besorgniß und Aengstlichkeit aussprachen, „Ihr müßt sobald als möglich Chateauneuf verlassen, weil Ihr keine Stunde sicher seid."

Die beiden Mädchen entfärbten sich; Normand fuhr fort:

„Das unsinnige Benehmen des alten Barbanegre, der nicht vergessen lernt, daß es mit der Kaiserregierung zu Ende ist, und in dieser Hinsicht eine gefährliche Dummheit nach der andern begeht, ist durch, der Himmel weiß welche, Zuträgerei nach Paris berichtet und im übelsten Lichte dargestellt worden. Wir müssen stündlich erwarten, daß Gensd'armen erscheinen, Haussuchung halten und die ganze Bewohnerschaft, den Barbanegre an der Spitze, gefangen nehmen; denn Chateauneuf gilt als ein Hauptquartier der kaiserlichen Verschwörer. Ich selbst habe deshalb schon die größten Ungelegenheiten gehabt."

Die beiden Mädchen wurden durch diese Worte sehr erschreckt. Valerie erholte sich indeß bald wieder.

„Aber was kann man uns Uebles zufügen," sprach sie, „da sich doch bald ausweisen muß, daß wir ganz unschuldig sind?"

„Mein Kind," erwiederte der Banquier, „in der jetzigen heillosen Zeit reicht der entfernteste Verdacht hin, einen ehrlichen Menschen in die größte Ungelegenheit und Gefahr zu bringen. Ich halte es daher für das Beste, daß Ihr mir wieder nach Paris folgt."

„Ach Gott!" seufzte Henriette, „wieder in die abscheuliche Hauptstadt, aus diesem stillen, freundlichen Asyle."

„Eins ist besser als das Andere, meine Tochter,"

meinte Normand; „allerdings findet Ihr in Paris wenig Erbauliches. Die Bourbonen hausen daselbst schlimmer als vor der Revolution; nichts als Pfaffen und alter Adel, welcher letztere von Tag zu Tag unverschämter wird.“

„Hat denn Eugen noch nicht geschrieben?“ frug Henriette nach einer Pause.

„Noch nicht,“ erwiederte der Banquier und seine Stirn umwölkte sich sichtbar. Er gedachte des Todes von Larose, von welchem weder Valerie noch ihre Mutter Etwas wußte. Er wollte die Armen erst nach und nach auf die Unglücksbotschaft vorbereiten.

„Camille,“ sprach er, „hat mir in wenigen Worten seine glückliche Ankunft auf Elba gemeldet.“

Valerie schien sehr niedergeschlagen, daß weder von Eugen noch von ihrem Vater eine Nachricht eingegangen war. Der Banquier betrachtete das schöne Mädchen, die, den schrecklichen Tod ihres Vaters nicht ahnend, in rührender Unschuld zu ihm aufblickte, nicht ohne Wehmuth.

„Da ist einzig der Barbanegre Schuld,“ meinte sie, „er treibt es wirklich zu arg. So eben hat er nach zwei Trompetern geschickt. Sie wollen die Caramagnole tanzen.“

„Das Volk ist von Sinnen!“ rief Normand, „ich werde sogleich das ganze Fest verbieten und die Unsinnigen nach Hause schicken.“

„Du brauchst nur dem Barbanegre den Text zu lesen,“ sprach Henriette, „der ist der Anstifter von Allem; aber dem andern Völkchen verdirb das frohe Fest nicht, auf welches es sich so lange gefreut hat.“

Barbanegre war eben im Begriff, dem Landvölkchen Unterricht in den grotesken Pas des berüchtigten Revolutionstanzes, die Caramagnole genannt, zu ertheilen, als der Banquier Normand auf dem grünen Wiesenplane erschien. Sogleich schwieg die Musik;

Alles nahm eine gesetztere Positur an und der alte Tanzmeister trat dem Ankommenden mit militairischem Anstande salutirend entgegen.

Der Banquier gab unverholen sein Mißfallen zu erkennen; auch befahl er, die mit Blumen zierlich geschmückte Büste Napoleon's zu entfernen und verbot das Tragen dreifarbiger Bänder.

Nur mit finstrem Schweigen gehorchte man seinen Worten. Das fröhliche Leben verstummte und der alte Barbanegre ging, unwillig in den Bart murmelnd, hin und wieder.

„Ich will durchaus Euer Fest nicht stören," hub der Banquier an, als er die allgemeine Niedergeschlagenheit bemerkte, „Ihr könnt fröhlich sein so viel Ihr wollt, aber Eure offnen Huldigungen, die Ihr dem Kaiser Napoleon bringt, sind in jetziger Zeit zu gefährlich, als daß ich sie gestatten könnte. Ihr setzt dadurch nicht nur Euch selbst, sondern mich und all' die Meinigen der größten Verantwortlichkeit aus."

„Aber, bester Herr," rief die Hände zusammenschlagend Barbanegre, „wie ist ein Fest unter Franzosen ohne die Büste des Kaisers und ohne dreifarbige Bänder nur möglich? Ich kann mir ein solches nicht denken."

„Wir auch nicht!" tönte es von vielen Seiten.

„Ein kluger Mann muß sich in die Zeiten zu schicken wissen," gab der Banquier achselzuckend zur Antwort.

„Aber wir sind nicht kluge Leute," gegenredete Barbanegre in seiner Einfalt, „wir wollen keine klugen Leute sein."

„Darum ist es wohlgethan," sprach lächelnd Normand, „daß Andere für Euch denken und Euch vor Schaden bewahren."

Während dieser Gespräche wandelten die beiden

Mädchen in den schattigen Gängen des Schloßparks traurig auf und ab.

„Ich bin bitterböse auf den Barbanegre," sprach Valerie; „wie lieb ich ihn habe, er ist allein Schuld, daß wir unser gutes Chateauneuf verlassen und nach dem abscheulichen Paris zurückkehren müssen. Wie prächtig blüht hier Alles; ich hatte mir noch so schöne Sommer- und Herbsttage geträumt."

„Ich kann den Gedanken gar nicht fassen," meinte Henriette, „wieder in der erdrückenden Häusermasse zu leben."

„Und sollten wir nicht auch Besuch bekommen nächsten Herbst?" fuhr Valerie mit leisem Erröthen fort.

Henriette blickte auf die Sprecherin.

„Du Glückliche," sprach sie lächelnd, aber eine Thräne rollte über ihre Wange. Sie lehnte ihr noch immer von Kummer schweres Haupt an die Brust der Freundin.

Valerie verstand die Trauernde. Sie strich ihr die seidnen Locken aus der weißen Stirn, küßte diese und tröstete mit ihrer Engelstimme, der holden Botin ihres eignen engelhaften Herzens.

Henriette, sobald sie des unglückseligen Verhältnisses mit dem Grafen von Brienne ungestört gedachte, konnte den lauten Schmerz nicht zurückhalten.

„Wie gut," sprach sie nach einer Pause sanft, „daß der Himmel Dich mir gegeben, meine Schwester, ich wäre verzweifelt in meiner Einsamkeit."

„Gedenke, Liebchen," fuhr Valerie tröstend fort, „daß er Deiner ja nicht würdig war; und selbst wenn er Dich nicht treulos verlassen hätte, wie unglücklich wärest Du an der Seite dieses Bösewichts geworden.

„Ich habe allerdings gut trösten," meinte sie nach einer Weile traurig, „ich bin so unglücklich nicht gewesen; und ich wüßte wahrhaftig nicht, was da wer-

den sollte, wenn Eugen mir untreu würde. Ich glaube, ich stürbe auf der Stelle."

Frau Larose kam jetzt auf die beiden Mädchen zu.

„Ein neuer Wagen," sprach sie nicht ohne Zittern; „wenn ich mich nicht ganz getäuscht habe, sitzen Gensd'armen darin."

Im gleichen Augenblicke eilte auch der Banquier daher.

„Da haben wir die Bescheerung," rief er, „ein Brigadier mit zwei Polizeibeamten ist angelangt. Gutes bringen diese gewiß nicht. Ich ahne die Ursache ihres Besuchs; hoffentlich, daß sie sich mit der Person des Barbanegre begnügen, der die Festnahme auch verdient hat."

Die drei Frauen waren von heftigem Schrecken ergriffen. Normand tröstete, so gut es gehen wollte, und begab sich nach dem Schloßhofe, wo die Polizeibeamten so eben aus dem Wagen stiegen.

Als das Kleeblatt von dem Banquier in das Schloß geführt worden war, begann der Brigadier den Grund seiner Sendung mitzutheilen.

„Mit wahrhafter Indignatin," sprach er, „hat das hohe Polizeiministerium in Erfahrung gebracht, daß auf diesem Schlosse, Herr Banquier, über welches Sie dermalen zu gebieten haben, Handlungen vorgenommen werder, welche der gegenwärtigen Regierung geradezu Hohn sprechen und darum höchst verbrecherisch genannt werden müssen. Wir sind daher gekommen, uns über das Nähere zu erkundigen und die Schuldigen zur gebührenden Verantwortung zu ziehen."

„Meine Herren," erwiederte Normand, „ich habe Ihren Besuch vorausgesehen und halte es für das Beste, wenn ich Ihnen reinen Wein einschenke. Allerdings hat sich der hiesige Major-Domus, ein ergrauter Veteran der ehemaligen Kaisergarde, Mancherlei zu Schulden kommen lassen, weshalb er bereits von mir

die strengsten Verweise erhalten hat; aber was ist mit so einem alten Sohne des Lagers anzufangen? Er hängt, wie gewiß viele seines Gleichen, mit abgöttischer Verehrung an Bonaparte; das vormalige Lagerleben, in welchem er aufgewachsen, will ihm nicht aus dem Kopfe, und da fährt ihm allerdings Manches über die Zunge, was jetzt verbrecherisch klingt, aber es wohl kaum ist; denn ich bin überzeugt, daß sich der alte Barbanegre, außer seinen Lobreden und Lebehochs auf Bonaparte, gewiß nichts Hochverrätherisches wird zu Schulden kommen lassen."

„Gleichviel," erwiederte der Brigadier, „schon das freche Benehmen dieses Soldaten, das so wenig Hochachtung für das erlauchte Königshaus bekundet, verdient die strengste Ahndung. Diese übermüthige Soldateske Bonaparte's muß mit Gewalt niedergedrückt werden, sonst nehmen die Emeuten kein Ende, und es muß den Polizeibehörden hauptsächlich daran gelegen sein, hier mit Kraft und Energie einzuschreiten. Ich bin daher gekommen, den Barbanegre zu verhaften; die Untersuchung wird ausweisen, welche Strafe diesem Menschen gebührt. Ich hoffe, daß Sie, Herr Banquier, dieser Verhaftung kein Hinderniß in den Weg legen, sondern ihr so viel als möglich förderlich sein werden."

„Was in meinen Kräften steht," sprach Normand, „will ich thun; den Gesetzen bin ich nie entgegen gewesen und gern zu thun erbötig, was sie verlangen; nur fürchte ich, daß sich der alte Kriegsmann nicht so leicht wird fangen lassen. Versuchen wir's daher, meine Herren, vorerst in Güte, dies ist wohl der einzige Weg, sich seiner zu versichern."

„Mit dergleichen hochverrätherischen Subjecten," entschied kurz der Brigadier, „werden wenig Umstände gemacht. Ergeben sie sich nicht im Guten, gebrauchen

wir Gewalt, und dann mag Jeder seinen Kopf in Acht nehmen."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als Barbanegre mit mehrern bewaffneten Landleuten in's Zimmer trat. Seine Stirn war gefurcht wie im wilden Gefecht und seine Augen schossen unheimliche Blitze.

„Herr Banquier," sprach er, „man sagt mir, Sie wären in Gefahr, diese Schergen wollten Gewalt brauchen. Sagen Sie nur ein Wort, und es ist uns Allen eine Himmelsfreude, diesen bourbonischen Satelliten die Knochen systematisch zu zerbrechen, daß ihnen ein Besuch auf Chateauneuf im Leben nie wieder in den Sinn kommen soll."

Der Brigadier und seine beiden Begleiter erbleichten.

„Unsinniger," erwiederte heftig der Banquier, „weißt Du wohl, daß Du Dich um den Kopf redest?"

„Das bleibt sich gleich," erwiederte Barbanegre mit vieler Ruhe, „wenn ich nur vorher auf ein paar Minuten diesem Büttelvolke auf den Leib darf."

„Augenblicklich," fuhr Normand im strengen Tone fort, „legst Du Deine Waffen nieder, und folgst diesen Herren, um Dich bei der Jury von Versailles über Dein rücksichtsloses Benehmen die ganze Zeit daher, zu rechtfertigen, oder Du bist die längste Zeit Major-Domus gewesen."

„Die Waffen niederlegen," frug der alte Gardist, „bin ich denn ein Verbrecher oder bin ich besiegt worden? Was hab' ich begangen, daß man mich zum Sclaven machen will. Ich habe den Kaiser hoch leben lassen und thue es noch, denn ihm allein habe ich Treue geschworen und ein Thor wäre ich, wollte ich mein treues Schwert, das gegen halb Europa gekämpft, diesen Häschern zu Gefallen niederlegen."

„Nicht ihnen zu Gefallen," sprach der Banquier,

„sondern Deiner jetzigen Herrschaft zu Gefallen, welche durch Dein unsinniges Betragen in Gefahr und Trübsal gerathen ist. Nur Du allein kannst Alles wieder gut machen, wenn Du Vernunft annimmst, keinen weitern Widerstand leistest und vor Deiner rechtmäßigen Obrigkeit Dich rechtfertigest."

„Meine rechtmäßige Obrigkeit wohnt auf Elba," erwiederte Barbanegre, „was gehen mich die französischen Facultäten an. Die können das Blaue vom Himmel decretiren, ehe mir ein Wort gefällt.

„Ihnen zu Gefallen," fuhr er fort, „wollt' ich mich allenfalls knebeln lassen, Sie waren mir immer ein guter Herr, aber da Sie nicht frei sind und nur dem Einflusse dieser Satrapen gehorchen, wird nichts aus der Knebelei. Wären Sie unabhängig, würden Sie anders sprechen, ich weiß es; darum Ein Wort so viel wie tausend, Barbanegre geht nicht in die Falle und ist nicht so dumm, seinen Kopf in ein Loch zu stecken, aus welchem er nicht wieder herauskäme."

Nochmals versuchte der Banquier seine Autorität geltend zu machen. Er drohte und bat; Alles vergebens. Endlich wandte sich der Brigadier, als er die Unmöglichkeit erkannte, den alten Krieger zum Nachgeben zu bewegen, an Normand.

„So gebieten Sie wenigstens den Uebrigen," sprach er, „daß sie die Waffen niederlegen und sich entfernen."

Der Banquier gehorchte und die Landleute, nachdem sie zuvor fragende Blicke auf Barbanegre, den sie wie einen Abgott verehrten, geworfen, leisteten auch Gehorsam, gaben ihre Waffen ab und verließen, einer nach dem andern, das Zimmer.

Barbanegre stand während dessen wie eine Bildsäule, und als der Letzte der Seinen sich entfernt hatte, frug er:

„Darf ich auch abtreten?"

Der Brigadier sprang bei diesen Worten in wenigen Sätzen nach der Thüre, die er verriegelte. Dann zog er seinen Degen, winkte seinen Begleitern, die ein Gleiches thaten, und zu Barbanegre gewendet, rief er im Donnertone:

„Im Namen des Gesetzes, Ihr seid mein Gefangener!"

Der Veteran Napoleon's legte bei dieser Aufforderung die Arme ruhig über einander und blickte eine Zeit lang mit lächelnder Verachtung auf seine drei Gegner herab.

Der Banquier begann von Neuem, den Starrkopf zu ermahnen, seinen Widerstand aufzugeben und den Gesetzen Gehorsam zu leisten.

„Wenn Ihr höfliche Leute wäret," sprach endlich Barbanegre, „so würde ich höflich antworten, aber so seid Ihr Grobiane und ich bin auch grob."

Und zum Banquier gewendet frug er nochmals:

„Bin ich entlassen?"

Ohne ein Wort weiter zu verlieren, führte jetzt der Brigadier mit seiner Klinge einen Streich nach Barbanegre; und die beiden Gensd'armen drangen gleichfalls mit gezückten Degen auf den Gardisten ein.

„Nun, wie Ihr wollt," erwiederte dieser kurz resolvirt, unterlief gewandt dem Streiche des Brigadiers, packte diesen mit Löwenkraft beim Schopfe, schleppte den Zappelnden an ein Fenster und warf ihn ohne Weiteres hinab in den Hof.

Alles war fast das Werk einiger Augenblicke. Kaum lag der Brigadier im Hofe, als sich Barbanegre zu den beiden Gensd'armen wandte. Diese verdoppelten jetzt ihre Anstrengungen, um ihren Chef zu rächen, und drangen mit um so größerem Ungestüme auf den Gardisten ein.

Der Kampf währte indeß nicht lange, bald ereilte

den Einen dasselbe Geschick des Brigadiers. Er flog gleichfalls durch's Fenster und in wenigen Secunden folgte der Dritte.

Der Banquier war gleich beim ersten Angriffe davongeeilt, um Succurs zur Ueberwältigung des Barbanegre zu holen. Doch wollte ihm das nicht gelingen. Es fand sich Niemand, der trotz aller Bitten und Beschwörungen Normand's Lust gehabt hätte, den Gensd'armen beizuspringen und sich an dem Gardisten zu vergreifen. Als der Banquier halb außer sich auf das Zimmer, wo der Kampf stattgefunden, zurückkehrte, stand Barbanegre am Fenster und schaute lachend auf den Hof hinab, wo sich die Hinabgeworfenen noch im Staube herumwälzten.

„Mensch," rief der Banquier, „was hast Du begonnen! Weißt Du, daß Du Dich auf die Guillotine gebracht und uns allesamt in's Unglück gestürzt hast?"

Er blickte verwundert im Zimmer umher.

„Wo sind die Gensd'armen?" frug er.

„Da krabbeln sie wie die Krebse, wenn die Sonne darauf scheint," gab Barbanegre zur Antwort.

Normand eilte an's Fenster, da sah er mit Entsetzen, in welchem Zustande sich das Kleeblatt befand. Ein Haufe Bauern umstand dasselbe.

„Sollen wir sie vollends kalt machen?" frugen die Bauern den hinabschauenden Barbanegre.

Dieser wandte sich zum Banquier.

„Wie wär's," meinte er, „sollen sie vollends kalt gemacht werden, daß dem Gesindel für immer die Wiederkehr nach Chateauneuf vergeht?"

„Daß es Niemand wagt, an diese Herren die Hand zu legen," rief Normand den Bauern zu. Er

eilte selbst hinab und half den Halbzerschlagenen in die Kutsche, welche sogleich in vollem Trabe davon rollte.

Achtes Kapitel.

Wieder saß König Ludwig mit den grünen Sammetstiefeln in seinem Armstuhle. Sein Beichtvater stand neben ihm und las seit geraumer Zeit Gebete vor. Der König hatte die Hände gefaltet und vernahm die Worte seines Beichtigers mit großer Andacht.

„Mein königlicher Herr," sprach der Geistliche, nachdem er zu Ende gelesen, „die Zeiten werden trüber; da ist der einzige Weg des Heils, daß wir uns mehr und mehr an den Himmel anschließen."

„Ich bin mit den Franzosen nicht zufrieden," begann nach einiger Zeit der König mit düstrer Miene, „sie machen mir viele Sorge. Es ist mit diesem Volke kein Auskommen."

„Du bist zu gütig, mein königlicher Herr," antwortete der Beichtiger; „verwahrloste Kinder, verirrte Lämmer, die im Begriff stehen reißende Wölfe zu werden, sind nicht mit Sanftmuth zu regieren."

„Man rufe den Minister meines Hauses," sprach Ludwig.

Der Verlangte trat alsbald in das Zimmer.

„Blacas," sprach der König, „der Telegraph spricht von Verschwörungen, die in der Armee ausbrechen sollen."

„Leider, Ew. Majestät," antwortete der Minister, „kann ich dem nicht widersprechen. Das Gift der Revolution steckt dieser verwilderten Soldateska in

den Gliedern und wird von einigen Rädelsführern genährt."

„Was ist da zu thun?" frug Ludwig.

„Mehr Strenge, mein königlicher Herr," sprach Blacas dringend, „das Volk mißbraucht Deine Nachsicht."

Der Beichtvater kniete vor dem Könige nieder.

„Nur Ein Mittel kenne ich, großer König," rief er mit emporgehobenen Armen, „das Giftkraut der Revolution im Keime zu ersticken."

„Steht auf, mein Vater," sprach Ludwig, „was ist es für ein Mittel?"

„Nicht eher weiche ich von dieser Stelle," fuhr der Beichtiger beschwörend fort, „bis Du gelobt, das Mittel zu gebrauchen."

„Nenne es," erwiederte der König, „und so dasselbe heilsam, verspreche ich, es anzuwenden."

„Sire," flehte der Geistliche in erhabenem Tone, „übertrage die Erziehung Frankreichs wieder den heiligen Vätern Jesu."

„Haben wir die Jesuiten nicht schon einmal aus dem Lande gejagt," erwiederte Ludwig, „wegen ihrer gefährlichen Tendenzen?"

„Und sind für diesen Frevel auch gezüchtigt worden," sprach der Beichtiger im nachdrücklichen Tone; „nie würde die Revolution ihr Schreckenshaupt erhoben haben, hätte der heilige Orden seine segensreiche Hand fortwährend über dem Lande halten dürfen."

„Aber die Franzosen, die heutigen," meinte der König, „was werden diese dazu sagen?"

„Die guten Franzosen," antwortete der Geistliche, „und das sind nur die, welche es mit Dir und Deinem Hause auch wahrhaft gut meinen, werden

Dich für diese weise Maßregel segnen. Laß die Bösen geifern, es wird ein Gezisch geben, wie das der Schlangen, denn die Zahl der Bösen ist nicht gering; aber Muth und Beharrlichkeit vermag viel und die Saat wird bald aufgehen. Dann haben wir gewonnen, denn nur dadurch, daß wir die Gemüther der Franzosen wieder dem Himmel zuwenden, ist das Gift der Revolution, von welchem noch Viele verpestet sind, zu vertilgen, und wem wäre hierzu größerer Beruf geworden, als jenem heiligen Orden?"

„Ich will mir die Sache überlegen," entschied der König nach einer Pause.

„So möge Gott Dich erleuchten, Sohn des heiligen Ludwig," sprach mit Salbung sich erhebend, der Beichtiger; „möge Dich der Gedanke mit Flammenlettern überall umschweben, daß nur diese große und weise Maßregel zum Alleinigbesten führen kann."

„Auch ich, großer König," begann jetzt der Minister Blacas, „nahe mich mit einer Bitte, in deren Erfüllung ich allein Heil für Dich, Dein königliches Haus und für Frankreich erblicke —"

Der Minister hielt nach diesen Worten ehrfurchtsvoll inne.

„Sprich Dich frei aus, mein Freund," ermunterte Ludwig.

„Sire," sprach Blacas, gleichfalls in beschwörendem Tone, „suche Dich nach und nach von jenen Fesseln zu befreien, die Du Dir aus angeborner Herzensgüte selbst auferlegt hast. Alle, die es wahrhaft gut und treu mit Dir meinen, sind von dieser Wahrheit durchdrungen; binde Dich künftig nicht länger an die schweren Hemmketten der jetzigen Verfassung, die man nur mißbraucht, Dein Ansehn zu verletzen, Deinen Thron zu untergraben; Sire," fuhr der Mi-

nister betheuernd fort, „es ist der einzige Weg zum Heile.“

Der König hatte mit ziemlich unzufriedener Miene diese Worte vernommen.

„Die Verfassung ist gut,“ sprach er nach einer Pause, „ich habe sie der englischen nachgeformt und England befindet sich wohl unter den seinen.“

„Großer König,“ erwiederte ehrfurchtsvoll der Minister, „weit entfernt, die Weisheit zu verkennen, die aus dieser Verfassung spricht. so wage ich doch aus reiner Verehrung für Dein heiliges königliches Haupt, in Erwägung zu stellen, daß der Charakter des englischen Volkes von dem des unsrigen zu weit abweicht, als daß beide Nationen nach gleichen Regierungsprincipien zu beherrschen wären. Auch ist es keineswegs meine Meinung, die Verfassung direct aufzuheben, sondern sie nur in den Punkten zu beschränken, aus welchen, wie leider die Erfahrung täglich lehrt, unmöglich Heil für Dich entsprießen kann.

„Verkenne nicht, mein königlicher Herr,“ fuhr der Sprecher nach einer Pause fort, „die wohlgemeinte Absicht, die mich also sprechen läßt. Nur Liebe zu Dir ist es und unerschütterliche Treue Deines Dieners. Ich wiederhole es nochmals, nicht die Verfassung, dieses erhabene Document Deiner großen Weisheit und unendlichen Herzensgüte, wünsche ich aufgehoben, sondern diese Verfassung nur in einigen wenigen Punkten beschränkt; ihr Segen soll nicht vermindert, aber die Nachtheile sollen möglichst vermieden werden, Nachtheile, welche allein daraus entstehen, weil die Verfassung einige Paragraphen aufstellt, welche leicht gemißbraucht werden können und bereits vielfältig gemißbraucht worden sind.„

„Erkläre Dich deutlicher,“ sprach König Ludwig.

„Ein Hauptpunkt in unsrer Verfassung," erklärte der Minister, „welcher zu dem fürchterlichsten Mißbrauche Veranlassung gibt, ist vor Allem die — Preßfreiheit, hoher königlicher Herr. Erwäge, welchen unberechenbaren Schaden Deiner königlichen Würde allein die Schmähschrift des berüchtigten Carnot gebracht hat. Man darf einen Blick in die Journale werfen und findet alltäglich von erbärmlichen und schlechtgesinnten Scriblern den offnen Aufruhr gepredigt, alle Deine weisen Verordnungen und Gesetze werden der gehässigsten und giftigsten Kritik unterworfen. Wo kann hier Vertrauen entstehen zwischen Regierenden und Regierten, wenn jene Mordbrenner tagtäglich Haß und Mißtrauen dazwischen säen? Ich verkenne die Segnungen der freien Presse nicht, aber für die gegenwärtige Generation, die durch Revolution in Moral, Frömmigkeit und Tugend so zurückgekommen ist, paßt diese Freiheit gewiß nicht. Sie ist das Messer in der Hand des Wahnwitzigen."

„Wenn einem Diener des Herrn vergönnt ist," sprach der Beichtvater, „noch einmal in hohen Regierungssachen ein Wort zu den Füßen seines Herrn und Königs zu legen, so kann ich, gleichfalls aus reiner Liebe und Verehrung für Dein geheiligstes Haupt, Majestät, nicht umhin, den weisen Worten des Ministers aus ganzem Herzen beizustimmen. Auch ich lebe der innigsten Ueberzeugung, daß die Franzosen für eine Freiheit, die sie zur Frechheit herabwürdigen, noch nicht reif sind. Ich gestehe es offenherzig, daß ich heutzutage nur mit Zittern und Zagen jene Tageswespen, so man Journale nennt, in die Hand zu nehmen wage, weil ich stets fürchten muß, darin

die schuldige Achtung vor einer geheiligten Majestät auf das Schreiendste verletzt zu finden."

Der König saß in Gedanken versunken auf seinem Rollstuhle. Sein Beichtvater fuhr fort:

„Wir dürfen nur einen Blick rückwärts werfen," sprach er, „um uns von den Nachtheilen, welche die Preßfreiheit über Frankreich gebracht hat, auf das Augenscheinlichste zu überzeugen. Würde es jenen gott- und tugendlosen Scriblern des vorigen Jahrhunderts, jenen Voltaire's, Diderot's, Montesquieu's, Rousseau's, und wie die Geiseln der Menschheit heißen, gelungen sein, mit ihren giftgeschwollenen Federn halb Europa in Brand zu stecken, alle Tugend und Ehrfurcht vor dem Heiligen daraus zu vertreiben, wenn eine wohlthätige Censur das Uebel im Keime erstickt hätte? Nicht in jener berüchtigten Nationalversammlung von Neunundachtzig soll man die Anstifter der Revolution suchen, sondern lediglich in jenen frevelnden Scriblern, welche zuerst die Grundfesten der Kirche und des Staats zu untergraben sich erfrechten."

Der König saß noch immer schweigend da. Endlich sprach er:

„Voltaire und Rousseau haben die Revolution nicht allein gemacht. Der Adel und die Geistlichkeit trugen auch ihr Theil."

Der Beichtvater warf bei diesen Worten einen schmerzlichen Blick auf Blacas. Dieser Minister suchte den kühnen Satz Ludwig des Achtzehnten so schonend als möglich zu widerlegen. Der Beichtvater stand ihm wacker bei. Die Beiden blieben bei ihrer Meinung, daß die Vertreibung der Jesuiten und die Lehren der neuern französischen Philosophie allein Schuld an der spätern Staatsumwälzung und der damit verbundenen Gräuel trügen.

Der Oberceremonienmeister meldete jetzt den Herzog von Berry und die Herzogin von Angoulème.

„Meine Herren," sprach der König zu Blacas und dem Beichtvater, „ich kann Ihnen nicht in allen Dingen Recht geben; doch werde ich Ihre Vorschläge in Erwägung ziehen. Seien Sie überzeugt, daß wenn es die Umstände gebieten, ich davon Gebrauch machen werde. Die Franzosen haben mich bis jetzt nur als milden Vater kennen gelernt. Mißbrauchen die Undankbaren meine Güte, wohlan, kann ich auch als gestrenger Herrscher auftreten. Nimmer soll es unter meiner Regierung den Böswilligen gelingen, die Flamme der Revolution von Neuem anzuschüren. Wo Güte nicht fruchtet, muß nachsichtslose Strenge herrschen. Dies ist meine Ansicht. Verlassen Sie sich darauf, meine Herren!"

Er winkte, die beiden Rathgeber entfernten sich und der Herzog von Berry nebst der Herzogin von Angoulème traten in das Gemach.

Als die Prinzessin den König erschaute, schritt sie schnell auf ihn zu und kniete vor ihm nieder.

„Gerechtigkeit, mein König," flehte sie, „Gerechtigkeit!"

„Cousinchen," frug Ludwig, „was hat man Dir gethan?"

„So eben erhalte ich das Verzeichniß der Geladenen für das nächste Hoffest," fuhr die geisterbleiche Dauphine fort; „es ist nicht möglich, mein König, das kannst Du nicht gesehen haben. Das ist durch beispiellosen Betrug ohne Deine Einwilligung abgefaßt."

„Aber der Blacas hat mir es von A bis Z vorgelesen," sprach Ludwig.

„Unmöglich, unmöglich," rief die Herzogin; „ich

habe zitternd das Blatt aus der Hand fallen lassen; Himmel! sechs Gardisten der Pariser Nationalgarde standen darauf verzeichnet mit sammt ihren Weibern; ist so etwas erlebt worden?"

„Das sind unstreitig sehr brave und loyale Leute," erwiederte ruhig der König. „sonst würden sie gewiß nicht geladen worden sein."

„Aber, Sire," fiel die Dauphine verzweifelnd ein, „Kleinbürger von Paris, Pöbel der Hauptstadt in den Tuilerien!"

„Die Nationalgarde, mein Kind," belehrte der König, „ist kein Pöbel. Im Gegentheil, sie hält diesen im Zaume und darum dürfen wir es mit diesem Corps nicht verderben, und uns zu eigensinnig von ihm zurückziehen."

„Ha, diese Nationalgarde," rief die Prinzessin, indem sie sich drohend wie eine unheilverkündende Norne vor Ludwig erhob, „kennst Du diese Nationalgarde von Paris?" — Sie, und keine andre umstand das Schaffot, König, als man Deinen Bruder mordete."

„Immer die traurigen Erinnerungen," sprach der König, „die Zeiten sind ja längst vorüber."

„Wer Jahre lang im Kerker und unter Tigern lebte," antwortete die Herzogin, „wird die Erinnerung davon behalten, so lang ein Gedächtniß in ihm lebt."

„Aber Du verbitterst Dir unnöthigerweise das Leben," meinte Ludwig.

„Ein Leben, das bereits vergiftet ist," sprach die Dauphine in hohlem Tone, „kann nicht verbittert werden."

„Aber die Einladung der Nationalgardisten, die einmal erfolgt ist," bemerkte nach einer Pause König

Ludwig ziemlich ärgerlich, „kann ich nicht mehr rückgängig machen.“

„So erlaube mein König,“ sprach die Angoulème, „daß ich mich und meinen Gemahl für das Fest entschuldige.“

„Der Herzog, was macht er?“ frug Ludwig, „warum besucht er mich nicht?“

„Mein erhabener Gemahl,“ erwiederte die Prinzessin, „betet und arbeitet; und selbst seine Arbeit ist Gebet.“

„Wie ist das zu verstehen?“ frug der König.

„Die Früchte seiner Arbeit sind ein Werk,“ fuhr die Herzogin fort, „dessen die Gegenwart nur zu sehr bedarf. Mein erhabener Gemahl ist schon seit geraumer Zeit mit Abfassung eines Gebetbuchs für Frankreich beschäftigt.“

„Er schriftstellert?“ frug lächelnd der König; „nun da mag er sich nur vor den Rezensenten in Acht nehmen. Ich kann davon erzählen.“

Nach einer Pause wandte sich Ludwig nach dem in einiger Entfernung stehenden Herzoge von Berry.

„Aber Cousin, warum so still?“

„Auch ich, mein König,“ sprach jetzt der Herzog, „erscheine als Klagender vor Deinem Throne und verlange Gerechtigkeit.“

„Doch nicht von wegen der Virginie,“ meinte schalkhaft Seine Majestät, „Du weißt, ich menge mich nicht in solche Angelegenheiten. Man nennt Dich den andern Heinrich den Vierten. Der wußte fürtrefflich mit seinen schönen Freundinnen umzugehen.“

„Sire,“ erwiederte der Prinz, „ich habe nie Ursache gehabt, mich über dieses engelhafte Wesen zu beklagen. Ein andrer Grund ist es, der mich zu den Füßen des Throns treibt, um Gerechtigkeit zu

suchen. Majestät," fuhr er in aufgeregtem Tone fort, „Euers Bruders Sohn ist auf das Empörendste von dem Pöbel insultirt worden."

„Und man hat Euch Gerechtigkeit verweigert?" frug Ludwig.

„So ist es, Sire," erwiederte der Herzog.

„Wohlan," fuhr der König fort, „tragt Eure Klage vor, ich werde es nimmer dulden, daß man sich an meinem Hause vergeht und die Beleidigung streng zu rügen wissen."

„Wir waren dieser Tage," begann der Prinz, „eine heitre Jagdgesellschaft zu Trianon. Ein unvorhergesehener Zufall wollte es, daß die Cavalcade ihren Weg durch das Weizenfeld eines Bauern nahm. Ich sprengte voran, aber kaum befanden wir uns inmitten des Getreides, als uns der freche Besitzer mit den pöbelhaftesten Schimpfreden begrüßte. Mehre aus dem Gefolge wollten diesen Empörer über den Haufen schießen; ich aber verbot es und war noch so gnädig, dem Bösewicht zuzurufen, daß ihm der Schaden ersetzt werden solle; das half aber Alles nichts. Der Kerl schimpfte fort. Da fügte es das Unglück, daß mein Azur, dieser Madator aller Hühnerhunde, in dem Weizenfelde ein Kätzchen aufstöberte. Die Bestie flüchtete sich in den geräumigen Hofraum des erwähnten Bösewichts. Azur besinnt sich nicht lange, springt über die niedre Verwahrung und fährt ein wenig unter dem daselbst befindlichen Hühnervolke umher. Wir hatten alle unsre Freude daran über ein so unschuldiges Vergnügen, die paar Hühner waren leicht zu bezahlen. Da fällt ein Schuß und, Majestät, denken Sie sich das Entsetzen, Azur liegt leblos am Boden. Jetzt konnte ich die Wuth der Meinigen nicht länger bezähmen. Sie verwüsteten nicht

nur das Weizenfeld, sondern auch die Besitzung des Mörders, der sich schleunigst flüchten mußte, sonst wäre er gewiß nicht mit dem Leben davon gekommen. Armer Axur, mir ewig unvergeßlich; wie könnte ich Ersatz für dich finden?"

Der König Ludwig hatte mit finsterm Schweigen zugehört. Der Prinz fuhr fort:

„Was aber die schreiende Ungerechtigkeit und das Empörende bei der Sache ist, daß ich den Meuchelmörder meines Leibhundes nicht einmal gerichtlich belangen kann. Ich habe überall umhergefragt. Man zuckt die Achseln. Die Verfassung erlaube es nicht. Mein Gott, Frankreich was ist aus dir geworden! Ein Verbrechen, das zwanzig Jahre Galeere verdient, soll ungestraft bleiben?! Darum, großer König, wende ich mich an Dein edles, Gerechtigkeit erfülltes Herz, Du wirst nimmer zugeben, daß man sich an Deinem Hause so freventlich vergehet; bedenke, welch' ein Zustand müßte eintreten, wenn derartige Verbrechen nicht auf das Nachdrücklichste geahndet würden!"

„Prinz," begann nach einiger Zeit, nachdem Berry geendet, der König, „Ihr hattet nicht Recht, dem Bauer sein Feld zu verwüsten. Ich kann Euch hierüber nur mein Mißfallen zu erkennen geben."

Der Herzog trat verdutzt einen Schritt zurück. Er wußte kein Wort zu erwiedern.

„Die heutigen Franzosen sind Trotzköpfe," fuhr Ludwig fort, „sie wollen anders behandelt sein, als vor dreißig Jahren. Merkt Euch das, Prinz!"

„Aber der Mörder meines Axur," stotterte der Herzog von Berry, „wie, dieser sollte nicht zur Rechenschaft gezogen werden?"

„Das ist die Sache der Gerichte," sprach der König, „ich kann dabei nichts thun."

Der Ceremonienmeister meldete jetzt Seine Excellenz den Minister der Finanzen.

„Ist's nicht bald Zeit zum Diner?“ frug Ludwig.

„Sire,“ antwortete die Herzogin von Angoulème, „noch fehlen reichlich anderthalb Stunde.“

„Sonderbar,“ sprach Seine Majestät, „hätte geglaubt, es müsse weiter sein in der Zeit. Was will der Finanzminister? Er mag kommen.“

Der Genannte trat mit ziemlich gefülltem Portefeuille in das Zimmer. Als der König die vielen Papiere erschaute, seufzte er tief.

„Das wird wohl lange dauern?“ frug er, „ich fühle mich heute erschöpft.“

„So Ew. Majestät zu befehlen geruhen,“ sprach der Minister, werde ich in einigen Tagen —“

„Nein,“ meinte Ludwig; „was gibts? Ist viel zu unterschreiben?“

„Ein Federzug, Sire,“ tröstete der Minister; „es betrifft die Entschädigung der getreuen Diener Ew. Majestät, für das zwanzigjährige Mißgeschick im Auslande. Ein Theil hat erträgliche Aemter, die übrigen entsprechende Pensionen erhalten.“

„Wie hoch beläuft sich die Summe?“ frug der König.

„Gegen fünf Millionen Franken,“ antwortete der Minister.“

„Das ist Viel, sehr Viel,“ bemerkte Ludwig, „ich dächte, für die nicht zu große Anzahl wäre die Hälfte jener Summe hinreichend gewesen.“

„Aber bedenke, mein König,“ sprach die Herzogin von Angoulème, „daß Treue und Ergebenheit nie zu hoch belohnt werden können.“

„Mir scheint aber,“ sprach der König, indem er die Namensliste der zu entschädigenden Emigranten

überschaute, „als befänden sich da Personen darunter, die keinen so großen Anspruch auf Entschädigung haben können. Ihr Verdienst, so viel ich mich erinnere, besteht nur darin, im Auslande Schulden gemacht zu haben."

„Wenn sie uns auch keine wesentlichen Dienste geleistet haben," fiel die Angoulème wieder ein, „so verdienen sie schon deshalb Belohnung, zwanzig Jahre lang die rauhe Luft der Fremde der des Vaterlandes vorgezogen zu haben."

Der Minister der Finanzen bot gleichfalls seine Beredtsamkeit auf, den König zur Unterschrift der Ordonnanz zu bewegen.

Endlich gab Ludwig nach und setzte seinen Namen unter das wichtige Document. Mit sehr zufriedener Miene verließ der Minister das königliche Gemach.

Kaum war er fort, als sich der Polizeipräfect von Paris anmelden ließ.

„Soll morgen wiederkommen," entschied der König verdrießlich.

„Der Polizeipräfect," bemerkte ehrfurchtsvoll der Ceremonienmeister, „wünscht Ew. Majestät in höchst dringlicher Angelegenheit zu sprechen."

„Sire, gewiß wieder eine entdeckte Verschwörung," sprach die Herzogin von Angoulème, „laßt ihn vor."

„Verschwörung und wieder Verschwörung!" erwiederte mißlaunig König Ludwig, „Du siehest überall Gespenster, Dauphine. Wenn er sich kurz fassen will, mag er kommen."

Der Polizeipräfect von Paris ward eingeführt. Er entwarf ein beunruhigendes Gemälde von dem Zustande des Landes. Nach seiner Meinung war es

hauptsächlich die napoleonische und republikanische Partei, welche die bürgerliche Ordnung zu untergraben bemüht waren. Die Hotels der Herzogin von St. Leu, von Montebello und Bassano bezeichnete er als die Mittelpunkte der Bonapartisten, während sich die Republikaner um Fouché und Carnot schaarten.

Bei den Namen Carnot und Fouché schauderte die Herzogin von Angoulême sichtbar zusammen.

„Der Herzog von Ortranto?“ frug der König kopfschüttelnd. „Das kann ich kaum glauben. Dieser Mensch scheint vielmehr zur Erkenntniß seiner Verbrechen gekommen zu sein und auf besserem Wege zu wandeln. Wenigstens hat er alle Minen springen lassen, sich meiner Regierung zu nähern und ihr nützlich zu werden.“

„Um Gott, Sire,“ rief die Dauphine in höchster Aufregung, „ein Königsmörder, wie kann der je zum Pfade des Guten zurückkehren?“

„Es wäre wohl das Gerathenste,“ bemerkte der Herzog von Berry, „wenn man die beiden Kerle einsperrte. Der Carnot hat durch sein aufrührerisches Pasquill ohnehin die Galeere verdient.“

Als Beispiel, wie in der Gegenwart die Gesetze verhöhnt würden, erzählte der Polizeipräfect auch den Vorfall auf dem Schlosse Chateauneuf, wo sich Barbanegre so thätlich an den Gensd'armen vergriffen hatte.

Seine Majestät, der Herzog und die Herzogin erstaunten ob solcher unerhörten Verbrechen. Man beschloß die nachdrücklichste Bestrafung.

„Majestät,“ sprach der Präfect, „nur durch Strenge ist der Schlange Revolution auf den Kopf zu treten. Erfahrung hat hinlänglich bewiesen, daß Milde und Nachsicht zu Nichts fruchten. Ueberhaupt,“ schloß er

seine Rede, „sehe ich für Frankreich kein Heil, als bis die Verfassung und der Zustand vor Neunundachtzig, dem Jahre des Fluchs, wieder hergestellt sind."

Der Herzog von Berry und die Princeß vereinigten ihre Bitten und Beschwörungen mit dem des Polizeipräfecten. In der Rückkehr zu der Vergangenheit, der sogenannten „guten alten Zeit" erblickte man die einzige Rettung.

„Wohlan," begann endlich Ludwig der Achtzehnte, „ich hoffte zeither immer, die Franzosen als milder Vater regieren zu können, jetzt fange ich an, einzusehen, daß dies der rechte Weg nicht ist. Wo Güte nichts mehr hilft, muß Strenge eintreten. Mein Volk ist verwahrlost durch Revolution und kaiserlichen Despotismus; es bedarf der Ruthe; es soll mich auch als strengen Herrscher kennen lernen. Morgen werde ich meinen Ministerrath versammeln, die Sache ernster besprechen und die erforderlichen Maßregeln treffen; — jetzt aber, meine Freunde, wollen wir zum Essen gehen."

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Alexander Wiede in Leipzig.